

Bekenntnisse eines Todgesagten



Dokumentarischer Bericht
eines vom NS-Volksgesichtshof
zum Tode Verurteilten

von Peter Gebhard
persönlich
empfangen
Juliane Ebert

H. Raphael-Verlag

Marienstr. 9

79.00 Udm
- Gögglingen

P. Gebhard Heyder

Alter Kornmarkt 7

D-8400 REGENSBURG

0341/57110

Legensgruß

P. Gebhard M.

7. Mai 1989

Eigenverlag: Fr. Heyder
Kumpfmühler Straße 37 , 8400 Regensburg

Gesamtherstellung: MZ-Druck, Regensburg

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	4
Literarische Einführung	5
Arbeitsmethode des braunen Volksgerichtshofes	13
Erste Kunde von der neuen Bewegung unmittelbar aus dem Mund des falschen Heilspropheten	20
Prinzipielle antichristliche Einstellung des Nationalsozialismus	25
Meine erste ‚Feindberührung‘	26
Scharfer Fronteinsatz: Verhaftung am 20. Juli 1944, Tag der Revolte	31
Hauptverhör vor dem Volksgerichtshof, Anklage auf Wehrkraftzersetzung, Todesurteil	39
In der KZ-Abteilung der inhaftierten Tschechen, auf Hungertod gesetzt, Fliegerangriffe	43
Karfreitag 1945, Transport mit Bahn in das Zuchthaus Straubing	44
Todesmarsch Richtung Dachau	46
Befreiung durch amerikanische Panzerverbände	52
Heimkehr	54

Vorwort

Im Januar 1984 wurde ich vom Leiter der ‚Akademischen Erwachsenenbildung‘, Professor Dr. Heß, gebeten, einen Vortrag zu halten über meine Gestapo-Erlebnisse im Dritten Reich. Nach langem Zögern gab ich den drängenden Vorstellungen, ich sei einer der ganz wenigen Priester, die der Todeszelle entkommen und heute noch am Leben seien, nach. So suchte ich meine Erinnerungen und Dokumente aus jenen Jahren zusammen und hielt am 13. Februar 1984 im ‚Haus der Begegnung‘, Regensburg, Hinter der Grieb, den gewünschten Vortrag. Hernach wurde ich wiederholt von verschiedener Seite gebeten, das Referat doch in einem Büchlein schriftlich zu fixieren, da es ein seltenes Dokument aus jener Zeit darstelle.

Ich spreche den Wunsch aus, daß nie wieder eine solche Menschenverirrung komme und möchte zugleich warnen vor noch schlimmeren Überraschungen im heutigen Leben der Völker, die von der jüngsten Geschichte wenig gelernt zu haben scheinen.

Regensburg-Kumpfmühl, am 31. Mai 1984

Der Autor

Literarische Einführung

Verehrter Herr Professor! Sehr verehrte Gäste!

Der heutige Vortrag ist angekündigt unter dem Thema: „Die totalitäre Herrschaft“.

Als Hauptpunkte sind aufgeführt: 1. Verhaftung. 2. Verhör. 3. Todesurteil. 4. Zuchthaus bzw. KZ. 5. Todesmarsch. 6. Unerwartete Rettung.

Als ich vor drei Wochen mit einigen Bildern zum Photographen kam und ihm kurz vom Inhalt meines Vortrages, für den die Photos gehören sollten, erzählte, meinte der junge Mann: „Nun, man sollte diese Sache eigentlich ruhen lassen. Wir wissen nichts davon, und unsere Generation trägt keine Schuld mehr daran.“ – „Ja“, sagte ich, „da bin ich auch Ihrer Meinung. Darum habe ich auch 40 Jahre geschwiegen und niemanden angeklagt. Aber auf die dringenden Bitten eines ernstesten akademisch-wissenschaftlichen Kreises, dem es um die Wahrheit und objektive Wirklichkeit geht, habe ich mich für einen Vortrag bereit erklärt. Ich will ja aus eigener Erfahrung zeigen, daß nicht alle NS-Leute wirklich Nazis waren, und man vielfach lange Zeit das wahre Hitlersystem nicht durchschaute.“ – Dann gab sich der liebe junge Mann zufrieden.

Daß wir hier ein sehr aktuelles Thema berühren, geht aus einem Bericht von Wolfgang Wiedemeyer am Südwestfunk bezüglich des jüngsten Kanzlerbesuches bei den Israelis hervor, wo es heißt: „Ist der Begriff der Kollektivschuld schon von den demokratischen Nachkriegspolitikern nicht akzeptiert worden, so präsentiert sich Kohl – wie Knesseth-Präsident Menachem Savidor es formulierte – als authentischer Vertreter eines neuen, anderen Deutschland“. Südwestfunk-Korrespondent Wolfgang Wiedemeyer berichtet weiter: „Er hat es in Kauf genommen, den Israelis mit der mehrfach wiederholten Erklärung auf die Nerven zu gehen, daß er ein Volk vertrete, dessen Mehrheit die Nazi-Verbrechen nicht mehr miterlebt habe.“

Ich denke, daß ich damit schon im voraus auch die Bedenken mancher meiner heutigen – besonders jugendlichen – Zuhörer in etwa gemildert habe.

Dem Thema entsprechend soll der Hauptteil des Vortrages ein persönlicher Erlebnisbericht sein aus den Tagen der ‚Braunen Diktatur‘, und zwar von einem der wenigen, die ihr Todesurteil überlebten – und der heute in sein 80. Jahr geht. – Um den akademischen Rahmen zu wahren, sei kurz auf einschlägige Literatur verwiesen. Eines der ersten Sammelwerke, wenn den Verhältnissen nach auch noch lückenhaft, ist das Buch „Kreuz und Hakenkreuz“, München 1946, von Hochwürdigstem Herrn Weihbischof Neuhäusler, der selbst längere Zeit im Konzentrationslager Dachau inhaftiert war. In dem Buch ist S. 56–59 auch von mir ein Artikel zu finden, der damals freilich ohne mein Wissen hineinkam.

Prinzipiell befaßt sich mit dem Diktaturthema Hans Buchheim in seiner Schrift „Totalitäre Herrschaft“, Wesen und Merkmale, Kösel-Verlag München, 1962 u. 67. Mit geschichtsphilosophischer Akribie, die freilich zuweilen ermüdet, sind die Entartungen der Hitler-Diktatur trefflich umschrieben. Die Süddeutsche Zeitung, München, meint dazu: „Eine kurze Geschichte der verhängnisvollen 12 Jahre könnte nicht besser dargeboten werden.“ Nur eine Kostprobe aus dem Buche. Seite 62 heißt es:

„Das totalitäre Regime macht den moralischen Appell zum politischen Zwang. So entsteht das, was im Dritten Reich der Volksmund als ‚freiwilligen Zwang‘ bezeichnete, was aber im kommunistischen Machtbereich eher noch größere Bedeutung hat. Z. B.: Wenige Tage vor dem 13. August 1961 hielt ein ‚Volkspolizist‘ einen Mann an, der nach Westberlin gehen wollte, und fragte ihn, ob er nicht wisse, daß der Grenzübergang verboten sei. Auf die Gegenfrage, in welchem Gesetz dieses Verbot denn stehe, antwortete der Volkspolizist, das Gesetz sei noch nicht erlassen, ‚aber‘, fügte er hinzu, ‚stellen Sie sich doch nicht so dumm, Sie wissen doch ganz genau, worum es geht‘. – Der Eintritt in die Waffen-SS ist dem Gesetz nach immer freiwillig gewesen. Die Werbekommissionen aber stellten ihre Opfer indem sie argumentierten: wer den Führer liebe und bereit sei, alles in seinen Kräften Stehende für den Endsieg zu tun, könnte den Eintritt in die Waffen-SS

nicht verweigern; denn keine Formation liebe den Führer so wie die Waffen-SS.“ – Wir kommen darauf noch zurück.

Hiezu ein Parallelstück neuesten Datums aus dem östlichen böhmisch-tschechischen Nachbarland. Da wird eine Lehrerin Jana Micianóva aus ihrem Beruf verdrängt, weil sie ihre Kinder für den katholischen Religionsunterricht angemeldet hat. In ihrem Beschwerdebrief an die Behörde betont die Frau, daß sie aus einer atheistischen Familie stammt. Beide Eltern seien Juristen, der Vater habe vom Staat als Mitglied der kommunistischen Partei zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Erst als Lehrerin sei sie zum Glauben gekommen. „Seither habe ich, so sagt sie, unendlich vielen Problemen und Schwierigkeiten gegenüber gestanden. Niemand hätte mich früher überzeugen können, daß in unserem Staat Druck auf die Gläubigen ausgeübt wird, daß sie beim Gottesdienst beschattet und daraus für den Alltag Konsequenzen gezogen werden.“

Um die Gläubigen zur Aufgabe ihrer Religion zu zwingen, würden „verschiedenartige psychologische Methoden“ angewandt. Wer das nicht selbst erfahren hat, würde es kaum glauben. Die Frau verlangte, ihr das Gesetz oder die Anordnung vorzulegen, die dem Lehrer verbietet, die eigenen Kinder zum Religionsunterricht anzumelden. Darauf hat der Direktor zugeben müssen, daß es derartiges nicht gebe, aber das sei „eigentlich selbstverständlich“. (Bayernkurier, vom 4. 2. 84, Spalte 1b, „Verfolgte Christen“)

Ein weiteres zwar bescheidenes, aber quellenreiches Schriftchen ist das von Walter Adolf, in der Serie „Moruskleinschriften“ Nr. 35: „Die Blutzeugen mahnen“, Berlin 1958.

Das Einbandbild zeigt eine Szene aus dem Volksgerichtshof mit dem Blutrichter Roland Freisler (vorne links), der auch mein Richter war, und dem Angeklagten Dr. Bolz (siehe Bild S. 8).

Morus-Kleinschriften



DIE BLUTZEUGEN *mahnen!*

Szene aus dem Volksgerichtshof: vorne links sein langjähriger Blutrichter Freisler.

Dann kommen in dem Büchlein auch heldenhafte Frauengestalten aus jenen traurigen Tagen zu Wort, mit weiterer Literaturangabe. — Eine der bekanntesten ist Frau Dr. Edith Stein, Philosophin und spätere Schwester Benedicta Maria a Cruce aus dem Kamelitenorden. Sie wurde am 9. August 1942 in Auschwitz vergast. Ihre Seligsprechung ist seit längerem eingeleitet. Ich kann leider kein Bild von ihr bringen; aber dies gibt es bereits auf einer Briefmarke, die sich jeder leicht selbst besorgen kann. S. 30/31 ist in dem Büchlein das Todesopfer des Franziskanerpaters Maximilian Kolbe beschrieben, der am 17. Februar 1941 in Warschau von der Gestapo geholt und am 14. August 41 im Hungerbunker von Auschwitz die Todespritze erhielt, nachdem er sein Leben für einen verurteilten Familienvater angeboten hatte. Er ist von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen worden. Selbst seine Henker gestanden: „Einen solchen Mann haben wir noch nie gesehen.“

Zu den wertvollsten Quellen über die „braune totalitäre Herrschaft“ gehören die zwei Bücher von Frau Benedicta Maria Kempner: „Priester vor Hitlers Tribunalen“, Bertelsmann, Gütersloh 1966, 67, 70. Das zweite trägt den Titel „Nonnen unter dem Hakenkreuz“, erschienen bei Neumann 1979. Die Autorin schickte mir dieses Buch noch kurz vor ihrem Hinscheiden (1980) zu. — Bild S. 11.

Durch ihren Mann Dr. Robert Kempner, Mitglied des Richterkollegiums bei den sog. „Nürnberger Prozessen“, hatte sie Zugang zu den einschlägigen Akten des Volksgerichtshofes, unter denen bei einem Bau in der Nähe des Volksgerichtshofes in Berlin 1962 auch meine Akten gefunden wurden. — Die zwei Bücher von Frau Kempner werden mit ihren authentischen Quellenangaben ihre wissenschaftliche Bedeutung für lange Zeit behalten.

Es sei erlaubt kurz zu berichten, wie ich mit der Autorin auch persönlich in Verbindung kam. Sie war Deutschamerikanerin, ihres Zeichens eine Schwäbin, und lebte mit ihrem Mann in Amerika. Ich war Ende September 1962 wieder in meinem alten Kloster Mariahilfberg — Neumarkt/

Opf. stationiert. Da brachte eines Tages der Postbote einen Brief mit Adresse:

„An Hochwürdigsten Herrn Abt des Karmeliter-Klosters
Mariahilfberg, Neumarkt/Opf., Bayern“

Nun, zu einem Herrn Abt habe ich es nie gebracht. Aber ich war doch Hausoberer und hatte das Recht, den Brief zu öffnen. Der Absender lautete:

„Benedicta Maria Kempner
Lansdowne, Pa. USA“.

Ich dachte mir: Was wird das für ein exotischer Vogel aus Amerika sein? – Dann las ich:

Lansdowne, Pa. USA, 17. 9. 1962

„An den Hochw. Herrn Abt des Karmeliter-Klosters
Mariahilfberg, Neumarkt/Opf., Bayern

Hochw. Herr Abt!

Es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich augenblicklich mit der Vorbereitung eines Buches über die Ermordung katholischer Priester während der NS-Zeit beschäftigt bin. Ich fand das Todesurteil des Volksgerichtshofes gegen den Karmeliterpater Franz Heyder, geb. am 30. 11. 1904 in Lorenzen . . . Ich wäre Ihnen dankbar, wenn es Ihnen möglich wäre, mir Näheres über die Person und das Verfahren gegen den hingerichteten Priester mitzuteilen . . .

Benedicta M. Kempner“

Da hatte ich es also. Da interessiert sich jenseits des großen Wassergrabens eine Mrs. über einen längst unter der Erde ruhenden Mönch aus der Hinteren Steinpfalz. – Auch der englische Radiosender hatte mich bereits als tot gemeldet. – So überraschend der Brief für mich war, Freude empfand ich keine darüber. Ich wollte nicht antworten und ließ das Schreiben so 14 Tage liegen. Schließlich gab mir doch ein guter Geist einen Rüffler, ich dürfe diese ferne Tante aus Amerika, die sich noch um den „toten“ Pater Gebhard so rührend sorgt, nicht beleidigen. So schrieb ich ihr denn am 3. Oktober 1962 also:

**Benedikta
Maria
Kempner**

**Priester
vor
Hitlers
Tribunalen**

Das Buch von Frau Benedikta Maria Kempner, in dem die Deutschamerikanerin das Geschick von 130 Geistlichen unter dem Naziregime beschreibt.

Pater Gebhard Franz X. Heyder
Neumarkt/Opf.
Karmeliterkloster Mariahilfsberg
3. Oktober 1962

„An Frau B. M. Kempner
Lansdowne, Pa. USA

Sehr geehrte Frau B. M. Kempner!

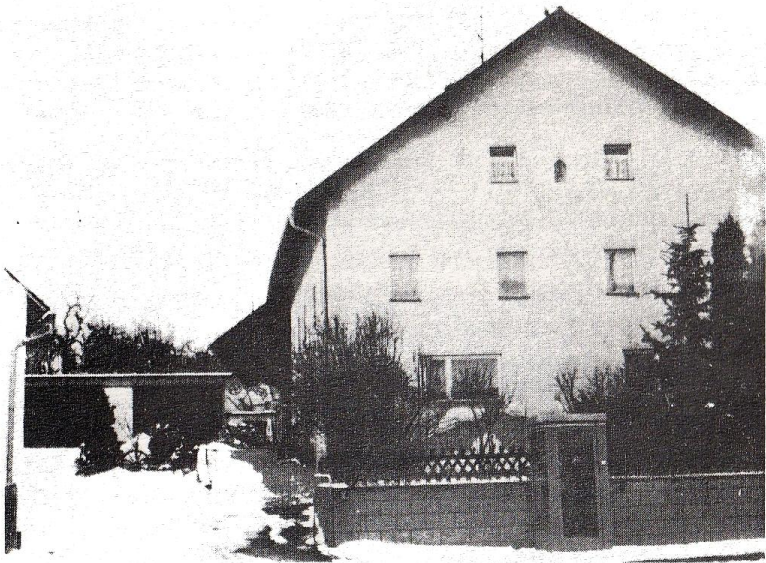
Ich will heute am Feste der kleinen hl. Theresia, die unserem Karmelitenorden angehörte, Ihnen Antwort geben auf Ihren Fragebrief vom 17. 9. 1962.

Sie werden überrascht sein, daß der Todeskandidat Ihnen selbst noch Antwort gibt.

Ich bin der besagte Karmeliterpater Franz Heyder, geboren am 30. November 1904 in Lorenzen, Ordensname Pater Gebhard. Es stimmt alles, was Sie von mir gelesen haben, nur der letzte Schlußpunkt nicht. Ich wurde nämlich in allerletzter Stunde, auf dem Todesmarsch nach Dachau zur Vergasung, am 1. Mai 1945 in der Kampffront von den amerikanischen Truppen der 3. Armee bei Geisenhausen, südöstlich von der bayerischen Stadt Landshut, befreit. Ich war allerdings bereits zum Skelett ausgehungert. Wir warteten nur mehr auf die Kugel, die uns erlösen würde. Es widerstrebt mir, von jener Zeit zu erzählen oder zu schreiben. Ich habe absichtlich davon nicht mehr veröffentlicht außer einem kurzen Bericht. Doch ich glaube, es ist längst zuviel; ich habe manches bereits verbrannt . . . Ich war von sehr zäher Natur, aus einer Familie von 10 Kindern (das siebente), bäuerlich und einfach spartanisch erzogen, sonst hätte ich das KZ überhaupt nicht überstanden und hätte mich hernach nie wieder erholt . . . Bin z. Zt. wieder Oberer (Vikarius) dieses Karmeliterklosters wie Anno 1944.

Mit Gruß: Pater Gebhard“

Frau Kempner besuchte mich später auch persönlich. Ihr Mann hatte in Frankfurt ein Arbeitsbüro und so kam sie öfters nach Europa. Ich zeigte ihr die Stätte meines Wirkens wie meiner Verhaftung; dann auch mein liebes Heimatdorf im Regental, wobei sie mir erzählte, daß sie in



Elternhaus des Verfassers im vorderen Regental, wo er seine Jugendjahre verbrachte.

Amerika in einem ähnlich schönen Flußtal ein Landhaus habe.

Arbeitsmethode des braunen Volksgerichtshofes

Frau Kempner gibt in ihrem 1. Buch p. 160/61 eine treffliche Charakteristik der Institution und Arbeitsmethode des sog. Volksgerichtshofes, von dem ich verurteilt wurde. Es heißt da:

„Wenn man die gesamten Akten der nationalsozialisti-

schen Priesterorde analysiert, muß man zu folgendem Ergebnis kommen:

Ermordung von Priestern als Ziel des NS-Regimes

Der schwerste und grausamste Terror des NS-Regimes gegen die katholische Kirche und Bevölkerung war die Ermordung von über 4000 Priestern zwischen 1939 und 1945 im „Altreich“ und den annektierten und besetzten Gebieten. Die Tötung von mißliebigen Priestern geschah (1) durch ihre Deportation in Konzentrationslager, wie z. B. nach Auschwitz, Buchenwald und vor allem Dachau, wo der Tod durch Mißhandlungen, Unterernährung, medizinische Experimente und auf andere Weise herbeigeführt wurde; (2) durch Erschießungen in den besetzten Gebieten; (3) in besonders heimtückischer und grausamer Weise, vor allem im „Altreich“ und in Österreich, durch Todesurteile des sogenannten Volksgerichtshofes.

Der berüchtigtste Präsident dieser Institution war der zwar juristisch vorgebildete, aber fanatische, grausame und heimtückische Unmensch Roland Freisler. Er und seine Mittäter übten ihre mörderische Tätigkeit nicht nur am Sitze der Behörde in Berlin, sondern auch an anderen „Gerichts“-Stätten im Umherziehen aus, z. B. wie im Fall Heyder in Nürnberg.

Ein häufiger juristischer Beisitzer Freislers war der frühere Kammergerichtsrat Hans-Joachim Rehse, auch in Prozessen gegen katholische Priester mehrfach beteiligt. Anklagevertreter in dem hier vorliegenden Fall war der damalige Amtsgerichtsrat Otto Rathmayer.“

Wohlgemerkt, beide Blutrichter, Rehse und Rathmayer, flüchteten beim Zusammenbruch nach Bayern herunter, gaben sich als völlig „nicht berührt vom Nazigeist“ und womöglich als „Vertriebene“ aus und erhielten sehr bald hier wieder hohe Gerichtsposten, der eine in Landshut. Der andere beklagte sich später, daß er meinetwegen eine geringere Pension erhalte als ihm zustehe. — Weiter will ich hierüber nichts vermelden. Nur soviel: Ich habe keinen meiner Gegner und Richter angeklagt; aber dies konnte

ich auch nicht bestätigen – wie man von mir verlangte – sie hätten keinem Pfarrer auch nur ein Haar gekrümmt. Freilich, kein Haar gekrümmt, aber den Kopf samt den Haaren abmontiert.

Vor einiger Zeit erhielt ich einen Artikel aus den „Nürnberg – Neumarkter Nachrichten“, vom 6./7. März 1982, der uns lebendig in die Atmosphäre der „braunen totalitären Diktatur“ zurückversetzt. Die Überschrift lautet:

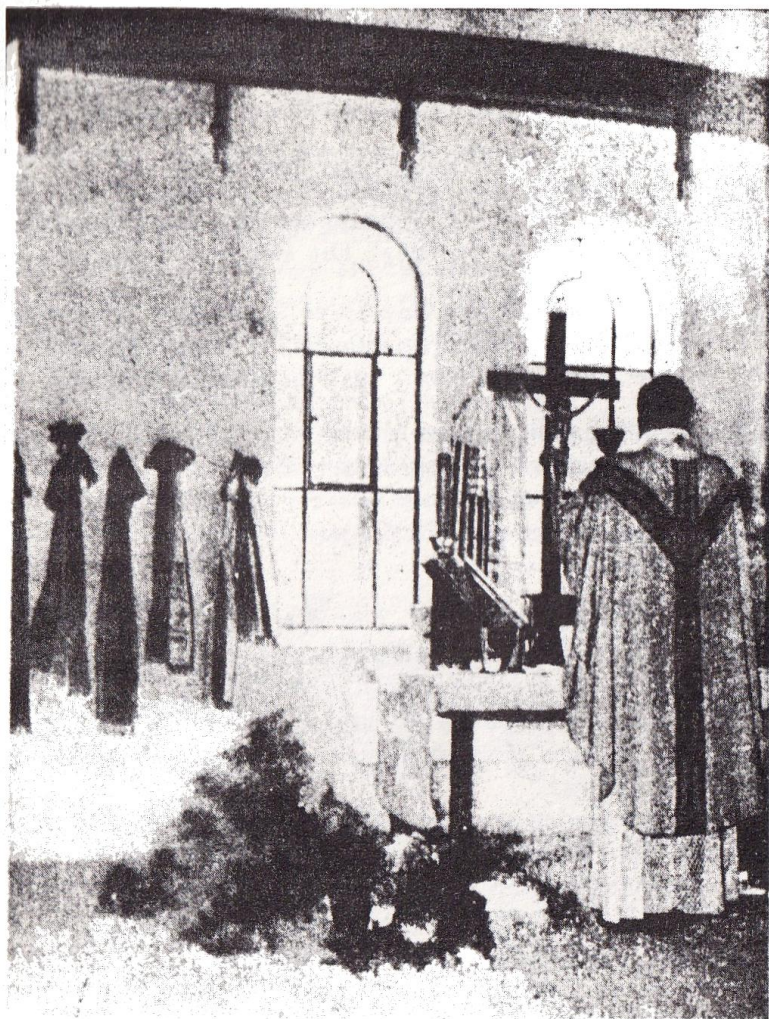
**„Die 1934 auf Hitlers Anweisung begründete Institution
fällte Todesurteile gegenüber 5200 Regimegegnern
Der ‚Volksgerichtshof‘ war eine Tötungsmaschine**

Allein 200 Beteiligte und Mitwisser des 20. Juli 1944 wurden den Henkern überantwortet. Keiner der 574 Richter und Ankläger wurde bis heute rechtskräftig verurteilt. Große Schwierigkeiten für die jetzt in Berlin laufenden Ermittlungen.“

Im Text heißt es weiter: „Der allergrößte Teil dieser Terrorurteile wegen Wehrkraftzersetzung, Feindbegünstigung, Hochverrat und anderer politischer Delikte wurde in der Zeit zwischen August 1942 und Februar 1945 gefällt, als der berüchtigte Roland Freisler Präsident des Volksgerichtshofes war.“

Allein von den mutigen Männern des 20. Juli 1944 wurden in dem Todesschuppen in Berlin-Plötzensee über 200 an den berüchtigten Fleischhaken zu Tode gebracht (Bild S. 16). Den Fleischhaken fürchteten wir ein wenig. Das Erschießen ging schnell. Aber hier dauerte es 5 – 10 Minuten, bis man das Bewußtsein verlor. Opfer jenes 20. Juli war auch mein Schulkamerad und näherer Landsmann aus dem Regental, Graf Max Drexel von Schloß Karlstein, Fliegeroffizier (Bild S. 17 und 18).

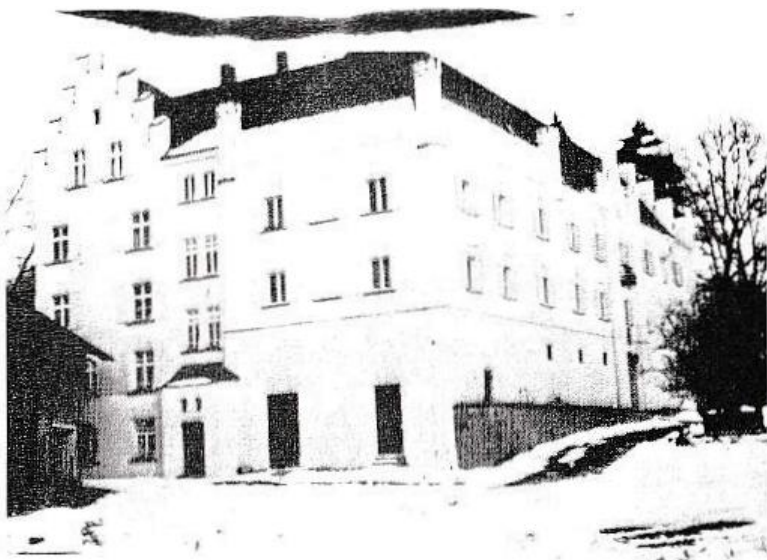
Der Werdegang des Blutrichters Freisler war mehr als sonderbar. 1917 hatte er sich, damals in russischer Kriegsgefangenschaft, während der Oktoberrevolution den Bolschewisten angeschlossen und kehrte 1920 wieder nach Deutschland zurück. Nach seinem Eintritt in die NSDAP 1925 suchte er seine kommunistische Vergangenheit durch



Der Todesschuppen in Berlin-Plötzensee mit den gräßlichen Fleischhaken. Eben wird nach dem Krieg ein Gedächtnisgottesdienst gehalten. (Genommen aus „Die Blutzegen“, S. 4, von Walter Adolf.)



Max Ulrich Graf von Drechsel als Offizier der deutschen Luftwaffe. Wegen seines mutigen Einsatzes für die Beseitigung der braunen Gewaltherrschaft am 20. Juli 1944 verhaftet, zum Tode verurteilt und am 3. September 1944 in Berlin-Plötzensee durch die unmenschliche Fleischhakenmaschinerie hingerichtet. Gedenkstein in der Schloßkapelle Karlstein.



Schloß des am 20. Juli 1944 festgenommenen und hingerichteten Grafen Max Drexel von Karlstein.



Waldkapelle von Karlstein, bei der Graf Max sein letztes Abschiedsgebet verrichtete. Rechts jüngster Bruder des Autors, vgl. S. 28.

besonders grausame Haltung wettzumachen. Der „Volksgerichtshof“ wurde 1934 auf Anweisung von Hitler begründet.

Bis heute ist keiner der Juristen des Volksgerichtshofs von einem bundesdeutschen Gericht rechtskräftig verurteilt worden. In einem einzigen Fall wurde der Beisitzer Rehse, der an über 200 Todesurteilen mitgewirkt hatte, 1967 in Berlin wegen Beihilfe zum Mord zunächst zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Staatsanwaltschaft hatte lebenslang gefordert.

1968 jedoch hob der Bundesgerichtshof in Karlsruhe dieses Urteil mit einer umstrittenen Begründung wieder auf: Der Volksgerichtshof habe nach der damals gültigen Rechtslage geurteilt und sei einem ordentlichen Gericht gleichzusetzen. Die Richter des NS-Tribunals könnten nur bestraft werden, wenn sie vorsätzlich, aus niederen Beweggründen und wider besseres Wissen gehandelt und damit das Recht gebeugt hätten. Sie seien durch das sogenannte „Richterprivileg“ geschützt. Rehse wurde daraufhin in einem Wiederholungsprozeß freigesprochen.

Damit setzt also unser jetziger höchster Gerichtshof in der Bundesrepublik den braunen Blutgerichtshof Hitlers – und damit dessen totalitäre Herrschaft – dem heutigen so gerühmten Rechtsstaat gleich. – Vermutlich sitzen diese Richter von heute und ehemals in einem geheimen Verband gemeinsam beisammen, und da tut einer dem anderen nicht weh. Es darf sich daher niemand wundern, wenn ich auch gegen eine solche Gerichtsbarkeit und Demokratie keine besonders heiße Liebe tragen kann. Ich darf hiezu verweisen auf einen sehr instruktiven Artikel in der „Privatdepesche“, Nr. 4; 27. Januar 1984, p. 3:

„Bonn: Unmögliche Justiz in der Bundesrepublik

Die Entwicklung der deutschen Justiz bereitet vielen in- und ausländischen politischen Beobachtern Sorge. In vielen Bereichen der Justiz in der Bundesrepublik herrschen Einseitigkeit, Politisierung und Rechtsaufweichung bis an die Grenzen von Rechtsbeugung oder Begünstigung im Amt. Dies geschieht nicht zuletzt im Bereich jener Staats-

anwälte und Richter, die auf dem Marsch durch die Institutionen – wie das die APO-Generation propagiert hat – die Sessel der Justiz erklettert haben und die nun glauben, sich in ihrem gesicherten Beamtenstatus alles leisten zu können. Sie kommen aus marxistischen und linksradikal entarteten Kaderschmieden, zu denen heute manche Universität herabgesunken ist, und nehmen sich oft das Recht, ihre juristischen Entscheidungen ideologisch zu treffen.“

In der Mittelbayerischen Zeitung vom 11./12. Februar 1984 lesen wir auf S. 6 eine Überschrift: „Rechtsstaat mit Füßen getreten“. Dann heißt es: „Als Zustände zur Zeit der Hexenverfolgung im Mittelalter wird das Vorgehen des Justizministeriums gebrandmarkt...“ Wenn ich mich auch mit der Tendenz des Schreibers nicht identifizieren möchte, so ist so was doch recht betrüblich.

Erste Kunde von der neuen Bewegung unmittelbar aus dem Mund des falschen Heils-Propheten

Nach dieser allgemeinen, wohl etwas abstrakt wirkenden, aber zum Verständnis der damaligen Situation doch notwendigen Einleitung kommen wir nun zu meinen näheren, persönlichen Erlebnissen in jenen Tagen. Auf meinem Gang durch die braune totalitäre Herrschaftsära spielten sich schon im Vorfeld einige Vorpostengeplänkel ab. – (Ich darf nun etwas freier reden.) – In den Jahren 1916 – 25 drückte ich hier in Regensburg die Schulbänke des Alten Gymnasiums am Ägidienplatz (jetzt Regierung). Es war in der 8. Klasse, 1923, da fehlten eines Tages 5 – 6 Mitschüler, ohne daß eine normale Entschuldigung vorlag. Es war der Tag, da in München der sog. Marsch auf die Feldherrnhalle gestartet wurde, der aber durch die Abwehr der bayerischen Ordnungskräfte nicht an sein Ziel kam. – München wurde zu Unrecht „die Stadt der Bewegung“ geheißen. In München und Bayern kam Hitler nicht hoch. Daher ging er nach Norddeutschland. Dort, ich glaube in Braunschweig, gab man ihm den Titel eines Oberregierungsrates, womit „eo ipso“ die deutsche Staatsangehörig-

keit verbunden und gegeben war. Hitler war ja geborener Österreicher.

Ging doch damals der erquickliche historische Witz um: „Dafür, daß man durch die Aufstellung eines preußisch-deutschen Kaisertums (1871) das alte erbberechtigte österreichisch-deutsche Kaisertum geschmäht habe, rächte sich Österreich dadurch, daß es uns den Hitler schickte.“

Darf ich noch zwei weißblaue Episoden aus jenen braunen Tagen zum besten geben, die ich selbst erlebte. Ich war 1936–39 in unserem Kloster Reisach bei Oberaudorf am Inn stationiert und hatte in Nußdorf, Nähe Wendelstein–Brannenburg, wo die Gebirgsjägerkaserne war, jetzt wieder ist, seelsorglich zu tun. Es war gerade Feldübung und die Soldaten manövrierten durchs Inntal, Nußdorf und Inn zu. Ein bayerischer Gebirgsjäger mußte einen Gartenzaun übersteigen. Als er oben war und im Begriff hinunterzuspringen, streifte seine Jägermütze einen Ast und fiel rückwärts zurück, so daß er im Garten stand und die Mütze auf dem Weg heraus lag. Da legte der brave Gebirgsschütze seine ganze braune Begeisterung in den kräftigen Ausspruch: „Heil Hitler!“

Die andere ergötzliche Geschichte spielte sich öffentlich auf der Straße in Bayerns Hauptstadt ab. Es war November 1939 und schon Krieg. Ich hatte in München zu tun und ging dem Bahnhof zu. Vor mir schob ein Postbote seinen mit Feldpostschachteln hochbepackten Zweiradkarren auf dem holperigen Pflaster vor sich her. Plötzlich riß die Schnur, mit der die hohe Ladung zusammengehalten wurde, und sämtliche Schachteln kollerten links und rechts auf die Straße herunter. Der entsetzte Postmann ballte beide Fäuste und rief hochgestimmt laut aus: „Heil Hitler!“ Was er sich dabei für fromme Gedanken machte, weiß nur sein gültiger Schutzengel.

Doch wieder zurück zu meinem Gymnasium.

Nach einigen Tagen erschienen meine obengenannten Schulkameraden wieder im Klassenzimmer, zwar gerade nicht mit gehobener Siegerbrust, aber immerhin in der Überzeugung, eine vaterländische Tat wenigstens ausprobiert zu haben. – Sie hatten nämlich in München an dem

Marschversuch zur Feldherrnhalle teilgenommen. Sie taten dies sicher in persönlich guter Absicht. Denn nur wenige durchschauten von Anfang an die totalitäre Ideologie und die politisch-weltanschauliche Zielsetzung der „Braunen Bewegung“.

Ich war damals in unserem Ordensseminar hier in Kumpfmühl und hatte als Direktor Pater Heribert Altdorfer. Dieser war im 1. Weltkrieg bereits Fliegeroffizier und trug bei Festlichkeiten eine Menge Auszeichnungen (Bild S. 23). Er war im guten Sinn patriotisch, erkannte aber sehr bald die Falschheit und Gefährlichkeit der Hitlerpropaganda und instruierte uns demgemäß. Er besaß unser Vertrauen, so daß ich von Anfang an der neuen Bewegung mißtrauisch gegenüberstand. — Nebenbei bemerkt: Damals haben zu Beginn des Krieges die Hitler unser Seminar als Lazarett beschlagnahmt — und man hat sich aufgeregt. In unseren Tagen haben die eigenen Leute dieses Seminar aufgelöst und (an die Post) weggegeben. — Fragt sich also, ob nicht heute auch „totalitäre Kräfte“ im eigenen Lager am Werke sind, nur jetzt nicht braun, sondern anders gefärbt. — Berühre ich hier etwas von dem, was schon Papst Paul VI. als „Autodestructio Ecclesiae“ = als Selbstzerstörung der Kirche bezeichnet hat?

Ein zweites kleines Patrouillengefecht spielte sich etwa ein Jahr später ab, als ich, mehr aus Neugierde, um den Mann persönlich kennenzulernen, eine Hitlerrede in der hiesigen Stadtparkhalle besuchen wollte.

Als ich zum Eingang kam, stürzten zwei Geheimpolizisten auf mich her und griffen mich nach Waffen ab. Dabei zogen sie mir mein schönes, mit Beingriff verziertes Stilett aus der rückwärtigen Hosentasche. Ich trug das Messer, weil ich in den Ferien fest arbeiten mußte: auf dem Feld, im Wald, mit dem Fuhrwerk, und da brauchte ein Bauernbursche so ein Messer als Quasiwerkzeug. Ich ging also ohne kämpferische Absicht zu dieser Versammlung. Alle meine Gegenvorstellungen halfen nichts. Das Messer wurde mir als „gefährliche Waffe“ abgenommen. — Ich hörte mir dann die Rede dennoch an, bekam aber als junger Mensch schon den Eindruck: Das ist ein fanati-



Karmelitenpater Heribert Altendorfer, Fliegeroffizier im ersten Weltkrieg, Erzieher und Vorbild des Autors in den Jahren 1921 – 25 und 1936 – 45.

scher Demagoge, der alle reizenden Register zieht, ohne ernste Begründung und ohne Bedenken von gefährlichsten Endeffekten, und diese waren: Auflösung der bestehenden Rechtsordnung, schärfste Diktatur, Krieg und Auslöschung des Christentums. Ich erinnere mich noch genau an einen Satz: „Da ist auch einmal einer (Christus) gewesen, dem Luzifer die Weltherrschaft anbot, der aber ablehnte. Ich würde einschlagen!“

Nun, mich reute an jenem Abend nur mein schönes Messer – reut mich heute noch. Hatte zwar bald ein neues, wenn auch weniger schönes. – Doch die Sache sollte ein Nachspiel haben. Nach einigen Tagen wurde ich am Gymnasium ins hohe Direktorat gerufen. „Sie sind polizeilich angezeigt wegen unbefugten Tragens einer Waffe. Dazu hier der Strafbefehl: 20 000 Mark Strafe.“ – Es war Inflationszeit, da die Währung alle Wochen fast 100prozentig stieg. Bis ich meine Strafe bezahlte, hätte ich immerhin noch eine Maß Bier bekommen. Soviel ich erfuhr, wurde die Strafsache auch in meine Geheimzensur eingetragen (Bild S. 25).

Noch eine Fernwirkung hatte meine Messergeschichte. Nach über einem Jahr machte ich am Gymnasium das Absolutorium und fuhr nach den Osterferien am 27. April 1925 mit der Bahn über München, Rosenheim, Oberaudorf zu dem Karmelitenkloster Reisach am Inn. Dort klopfte ich an die Pforte und bat um Aufnahme in den Orden. Gemäß den Vorschriften fragte mich der Pater Magister, ob ich auch schon mit der Polizei etwas zu tun gehabt hätte. Als ich darauf mit einem festen „Ja“ antwortete, wäre der fromme Mann fast umgefallen. Was er denn da für einen Kriminalverbrecher vor sich habe. – Als ich ihm aber dann die ganze Messerromanze kundtat, beruhigte er sich wieder und schrieb mich in die Aufnahmeliste ein. – So wäre mir das braune Element fast zum Verhängnis geworden beim Eintritt in den Mönchsstand, wo ich doch auch eine braune Uniform begehrte, wie ich sie heute noch trage, nur ist dies kein Nazi-Braun, sondern ein gottesfürchtiges Mönchsbraun, – ohne „totalitäre Machtansprüche“.



Der Autor als Absolvent 1925, als Soldat 1940–41 und als K-Ztler bei der Befreiung am 1. Mai 1945.

Prinzipielle antichristliche Einstellung des Nationalsozialismus

Zur Klärung der tatsächlichen Einstellung der NS-Diktatur zum Christentum darf kurz auf folgendes verwiesen werden. Die Anwürfe Hitlers gegen die christliche Religion waren nicht bloß zufällige Entgleisungen in der Hitze der Rede. Er war schon vor seinem politischen Auftreten prinzipiell antichristlich eingestellt. In der oben zitierten Schrift von Walter ‚Die Blutzeugen‘ lesen wir S. 5–6, wie Hitler schon als Realschüler nicht wiederzugebende Lästereien gegen das heilige Abendmahl ausstieß und dies und ähnliches auch später als Politiker tat. So äußerte er in einer Tischrede seinen Abscheu gegen das Christentum also:

„Der schwerste Schlag, den die Menschheit je empfing, war das Aufkommen des Christentums. Der Bolschewismus ist das illegitime Kind des Christentums. Beide sind Erfindungen der Juden. Die überlegte Lüge auf dem Gebiet der Religion wurde durch das Christentum in die Welt eingeführt.“ „Unsere religiöse Ebene ist schon die schmachlichste, die es überhaupt gibt.“

Für Hitler war der Völkerapostel Paulus eine Art Prototyp von Bolschewist. „Die Religion, fabriziert von Paulus von Tarsus, die später Christentum genannt wurde, ist nichts anderes als der Kommunismus unserer Tage.“ „Das Christentum ist eine Erfindung eines kranken Gehirns“.

Wie weit sich Hitler vom gesunden Denken und Fühlen entfernt hatte, beweist eine andere Bemerkung: „Die Vorsehung hat mich zu dem größten Befreier der Menschheit vorbestimmt. Ich befreie den Menschen von dem Zwang eines Selbstzweck gewordenen Geistes; von den schmutzigen und erniedrigenden Selbstpeinigungen einer Gewissen und Moral genannten Chimäre und von den Ansprüchen einer Freiheit und persönlichen Selbständigkeit, denen immer nur ganz wenige gewachsen sein können.“ Bei diesen Äußerungen war sich Hitler des unversöhnlichen Gegensatzes zur christlichen Lehre wohl bewußt. Er verstieg sich sogar zu der Blasphemie, daß anstelle des Leidens und Sterbens des göttlichen Erlösers jetzt trete „das stellvertretende Leben und Handeln eines Führergesetzgebers, das die Masse der Gläubigen von der Last der freien Entscheidung entbindet“ (loc. cit.).

In seiner Hofburg auf dem Obersalzberg äußerte Hitler Kardinal Faulhaber gegenüber: „Der Mann von Galiläa hat seine Rolle ausgespielt, jetzt sind wir an der Reihe.“ Das war deutlich genug gesprochen. Dies möge zu diesem Thema genügen.

Meine erste Feindberührung

In meinem jungen Leben waren inzwischen mehr als 15 Jahre verflossen. Ich war zum Priester ordiniert und wurde bald Magister für die Ordenskandidaten, wieder im Kloster Reisach, wo ich eingetreten war. Am Ordenshochfest, dem 16. Juli 1938, hielt ich dort vormittags die Predigt und verwies auch auf die Glaubensgefahren, wie ich es für meine priesterliche Pflicht erachtete. Als Antwort kamen schon nachmittags 4–5 scharfe Schüsse gegen mein Zellenfenster geflogen – zur Warnung jedenfalls gedacht. –

Im Mai 1939 kam ich als Hausoberer und Kirchenrektor

in unser hiesiges Kloster in Kumpfmühl, damals noch mit Seminar verbunden. Am 1. September 1939 brach der Krieg aus. Im Mai/Juni 1942 sollte sich hier für mich schon ein etwas ernsteres Vorpostengefecht mit der ‚Braunen totalitären Diktatur‘ abspielen.

Während des Krieges wurden in Bayern auch die zwei



Klosterkirche St. Theresia, Regensburg-Kumpfmühl, mit Kanzel rechts, wo der Autor Gottesdienst hielt, wegen dem er bestraft wurde.

Feiertage Christi Himmelfahrt und Fronleichnam abgeschafft. Meine Missetat war nun, daß ich an diesen zwei Tagen vormittags einen Gottesdienst hielt, obschon ich den Gläubigen zu wissen gab, daß es keine obligaten Gottesdienste seien, sondern der Besuch zwar wünschenswert, aber freiwillig sei. Ich wurde von der Gestapo bespitzelt, angezeigt und zur Gerichtsverhandlung in das Justizgebäude in der Augustenstraße hier geladen, im Volksmund „Augustenburg“ genannt, mit der ich später noch engere Bekanntschaft machen sollte. — Die Anklage lautete auf „Schädigung der Rüstungsindustrie und damit der Wehrkraft“. Bei meiner Verteidigung verwies ich auf die Freiwilligkeit des Gottesdienstes und daß die Frauen und Mütter zum Gebet für ihre Brüder und Söhne im Feld geladen waren. — Es wurde mir der Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit“ gemacht. Darauf erwiderte ich: „Diesen Vorwurf verbiete ich mir! Von euch brauche ich keinen Patriotismus zu lernen. Ich bin von meinen klösterlichen Vorgesetzten zur Heimatliebe erzogen. Ich stamme aus einer Familie, in der das Soldatentum stets in Ehren stand. Mein Vater war Soldat; mein älterer Bruder war noch im ersten Weltkrieg dabei und meine zwei jüngeren Brüder stehen seit dem ersten Kriegstag an der Front. Der jüngste hat als erster seines Regimentes (das 20. hier) das Eiserne Kreuz erhalten. — Und ich selbst war auch Soldat; ich war der beste Schütz der Kompanie, so daß man mich schon nach 8 Wochen zum Abrichter machen wollte.“ Als ich dies sagte, rollten dem alten Wachtmeister, der anbei stand, die hellen Tränen über seinen grauen Bart. — Wenn ich es sagen darf: Wir hatten Scharfschießen, in Bad Kissingen. Es war Winter, dazu Montag! Keiner traf kaum die Scheibe. Wir mußten alle mit ein und demselben Gewehr schießen, eine alte aber an sich nicht schlechte Büchse. Ich schaute mir sie an. Man sah kaum noch Kimme und Korn. Ich machte ein Zündhölzchen an und schwärzte die zwei Zielpunkte. Mein erster Schuß war ein Achter; dann 10, 12, 12, 12. Es gab ein lautes Hallo. Der Major kam herbei, ein Altgedienter vom 14er-Krieg. „Ja, Schütze Heyder, Sie sind von Beruf bestimmt Jäger!“ — „Weit daneben geschossen,

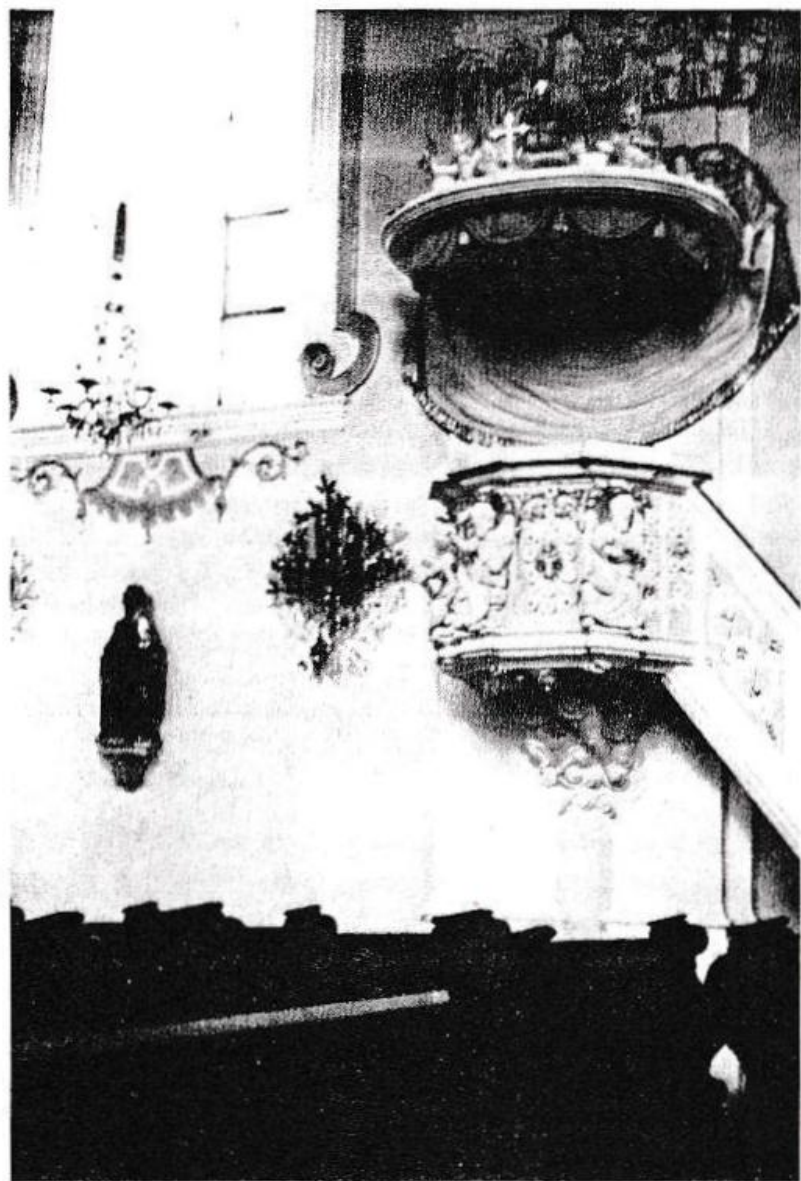
Herr Major!“ — „Ja, was dann?“ — „Ich bin Theologe.“ — „Ja was, wo haben Sie denn das Schießen gelernt?“ — „O, Herr Major, ich habe schon als Bub mit Zimmerstutzen und Flobert geschossen.“ — „Und da können Sie es noch?“ — „Scheinbar“, antwortete ich. — Ich war Schützenkönig für diesen Tag mit abendlicher Feier. — Ich konnte natürlich dem Kriegsmann nicht verraten, daß ausgerechnet ein alter Wildschütz mein Jugendgenosse war. Ich trug seinen Namen sogar als Spitznamen. Sein „Revier“ war das vordere Regental zwischen Regenstauf und Mariental. Ich darf von meinem alten Weidmannsfreund eine kleine Episode zum besten geben. Eines Tages fand man bei ihm doch ein Häslein. Er mußte sich bei dem damaligen noch „Königlich-bayerischen“ Amtsgericht Stadthof verantworten. Der Oberamtsrichter fragte ihn (er war ihm kein unbekannter Kunde): „Nun Gux (so war sein volkstümlicher Name), mit welchem Gewehr hast du den Hasen erschossen?“ Er: „Ich hab keinen Hasen erschossen. Das kann niemand beweisen.“ Amtsrichter: „Aber der Hase ist doch bei dir gefunden worden.“ Er: „Sel scho. Aber ich hab keinen Hasen erschossen.“ Amtsrichter: „Dann hast du ihn mit der Schlinge gefangen.“ Er: „Aber, Herr Oberamtsrichter, wer wird denn so a arms Haserl mit der Schlinge fangen und schinden. Das tut der Gux nicht.“ Amtsrichter: „Ja, hast du ihn mit einem Revolver erschossen?“ Er: „A, Herr Oberamtsrichter, wer wird denn mit einem Revolver auf d’ Jagd gehn!“ Amtsrichter: „Jetzt Gux, sag mir dann: Wie hast du den Hasen erwischt?“ Er: „Herr Oberamtsrichter, daloffen hab ich ihn.“ Ein allgemeines, lautes, stürmisches Lachen im Zuhörerraum, und selbst der gestrenge Richter konnte seine Gemütsbewegung nicht verbergen und fällte das Urteil: „Gux, wenn du ihn daloffen hast, dann gehört er dir.“ Damit war der Freispruch ergangen. — Das waren noch Zeiten des Königlich-Bayerischen Amtsgerichtes zu Stadthof an der Donau. — Nun aber wieder zurück zu meinem „Hohen Gericht“. Ich wurde nichtsdestoweniger verurteilt zu „30 Tagen Gefängnis oder 300 Mark Geldstrafe“.

Ich legte Berufung ein. Es kam nach einigen Wochen zur zweiten Verhandlung vor der nächsthöheren Instanz. Ich merkte bald, daß der neue Richter mir nicht ganz abhold war. Das Urteil lautete jetzt: „12 Tage Gefängnis oder 120 Mark Strafe“. Ich brachte vor, daß ich als Ordensmann kein Eigentum habe und auch keinen Pfarrersgehalt bekomme. Ich müßte die Pfennige, die die Leute in den Klingelbeutel werfen, nehmen, die aber auch nicht meine persönliche Einnahme seien. — Es half nichts, das Urteil blieb. Dann ersuchte ich um die Erlaubnis, die Strafe ratenweise zu je 10 Mark entrichten zu dürfen. Dies wurde gewährt. Ich brachte in einigen Tagen ein ganzes Säckelchen voll lauter Pfennige zur Strafkasse. Der Finanzier machte zwar Spektakel und Geschrei: „Ich kann doch das Zeug nicht zählen, usw.“ Aber er mußte es schließlich doch nehmen. — Darf ich hier einen lustigen Streich einfügen, den in ähnlicher Situation mein Amtsbruder und Gesinnungsfreund Pfarrer Bartholomäus Reuther den braunen Genossen lieferte. Als Pfarrer von Weismain/Ofr. predigte er und sagte: „Die Hälfte der Stadträte von Weismain sind Spitzbuben.“ Es folgte Anklage durch die NS und Verurteilung zum Widerruf mit denselben Worten und an derselben Stätte, wie und wo er die „Lästerung“ gegen das braune Regime ausgestoßen. — Nächsten Sonntag ist die Kirche voller „brauner“ Zuhörer. Pfarrer Reuther widerruft: „Die Hälfte der Stadträte von Weismain sind keine Spitzbuben.“ Es kommt zur neuen Verhandlung. Er verteidigt sich, daß er wörtlich getreu den Befehl zum Widerruf ausgeführt. Dann kommt doch noch etwas gesunder Volkswitz auch bei den braunen Genossen zum Durchbruch. Der Pfarrer erhält nur einen strengen Verweis, daß er nie mehr ähnliche Schmähungen ausstoßen dürfe.

Scharfer Fronteinsatz: Verhaftung am 20. Juli 1944, Tag der Revolte

Nun komme ich zu meinem eigentlichen, scharfen Fronteinsatz im Kampf gegen die totalitäre braune Diktatur: Meine Verhaftung durch die Gestapo am berühmten 20. Juli 1944.

Ich war seit September 1942 stationiert auf dem Mariahilfberg Neumarkt/Opf. Da unser Kloster von den Nazis genommen und zur Hitlerschule umgewandelt war, hausten wir nebenan notdürftig in einem Waldhäuschen und versahen von dort aus den Gottesdienst in der Wallfahrtskirche. Am 13. und 16. Juli 1944 predigte ich und wurde dabei von einem Nazi in Uniform bespitzelt. Ich erfuhr später seinen Namen; beruflich war er vom Lehramt. Er war im Lazarett der katholischen Schwestern am Fuße des Berges, vielleicht als Zahlmeister; dies weiß ich nicht genau. Er steckte unter einer Decke mit dem Kreisleiter von Neumarkt, der erst kürzlich von Norddeutschland gekommen war und am Fuß des Bergs eine Villa bewohnte. Der Mann war von diesem eigens geschickt, um mich zu überwachen. Der Kreisleiter scheint schon länger nach einem Anlaß gesucht zu haben, mich fassen zu können, denn er hielt Leute an, die zu uns in die Kirche gingen und fragte sie, was sie dort oben suchten. Ähnlich bemerkte er kurz zuvor in einer Rede, „daß jetzt auch Prozessionen und Bittgänge nichts helfen, sondern nur die gepanzerte Faust des deutschen Soldaten“. Ich hatte nämlich kurz zuvor, am 13. Juni 44, die Verehrung der Muttergottes von Fatima eingeführt, mit Predigt, Andacht und Prozession (Bild S. 32). Dies paßte scheinbar den braunen Machthabern nicht, genauso wie es bei den kommunistischen Herrschern in Rußland heute ist, wo auf den Besitz einer Statue der Muttergottes von Fatima die Todesstrafe steht. Es hat ja bekanntlich die hohe Himmelsfrau schon 1917 bei ihren Erscheinungen auf die kommunistische Gefahr in Rußland hingewiesen, obwohl damals dieses Land bereits besiegt war und durch die blutige Oktoberrevolte 1917 am Boden lag, wie man meinte. Die Muttergottes aber warnte: „Rußland



Kanzel in der Wallfahrtskirche Mariahilfberg, Neumarkt/Opf.,
von der herab der Verfasser seine entscheidende Predigt hielt.

wird seine kommunistische Irrlehre noch über die ganze Welt ausbreiten und Kriege und Revolutionen anstiften.“

Am 20. Juli, ein Donnerstag, war ich, wie auch sonst oft, im Lazarettkloster der Schwestern am Fuß des Berges seelsorglich tätig. Da kam gegen 12 Uhr die Pfortenschwester aufgeregt zu mir in die Kirche: „Sie müssen sofort ans Telefon; die Gestapo ruft an.“ – Ich ging an den Apparat und meldete: „Hier Pater Gebhard Heyder.“ – „Sind Sie der Mann, der da oben auf dem Berg so staatsfeindlich gepredigt hat?“ – Ich: „Wohl gepredigt, aber nicht, daß ich wüßte staatsfeindlich.“ „Kommen Sie sofort ins Polizeigebäude herunter!“ – „Ich bin heute hier im Lazarett seelsorglich tätig und kann zunächst nicht weg.“ – Er wettet und schimpft ins Telefon: „Bis wann sind Sie dann fertig?“ – „Ich habe hier bis gegen 3 Uhr zu tun, und eher werde ich nicht kommen.“ – Er knurrte noch etwas in den Draht: „Also kommen Sie möglichst bald!“ – Um 3 Uhr ging ich dann zur Polizei, ein Weg von einer Viertelstunde. Ich ging wie ich war: Im Ordenskleid, barfuß in Sandalen, wie es die Klostervorschrift für die Sommermonate verlangt, und mit meinem Brevier unterm Arm – das war meine ganze Ausrüstung. Sie scheuten sich, mich vom Lazarett weg zu verhaften und durch die Straßen zu führen: „Denn sie fürchteten das Volk“ (Lk 22,2). Der äußere Wachposten führte mich in die Amtsstube, wo der Gestapomann N. N. mich erwartete. Ich weiß seinen Namen, er könnte noch leben, vielleicht sogar unter meinen Zuhörern sein. Er war eigens aus Regensburg mit seiner Sekretärin gekommen. Ich grüßte, wie es in Bayern ein anständiger Mensch tut, mit „Grüß Gott“. Darauf schrie er: „Ob ich denn nicht den Führergruß kenne?“ Ich tat nichts dergleichen. – Ich wurde nun an die drei Stunden verhört. Er wollte das Skriptum meiner Predigt haben. Ich antwortete: „Ich schreibe seit Jahren keine Predigt nieder. Wie alle meine Kirchenbesucher bezeugen können, predige ich mit Vorzug biblisch, und da kenne ich mich etwas aus; ich brauche keine schriftliche Vorlage zu einer Predigt.“

Dann brachte er einige Sätze vor, die der Spion aufgekritzelt hatte: „Sie haben gesagt: ‚Die Sünden der Men-

schen haben sich bis zum Himmel getürmt, und Gott hat ihrer Frevel gedacht'. Damit haben Sie die Regierung unseres Führers geschmäht.“ – Darauf ich: „Dieser Satz steht in der Bibel, Offb. 18,5, und hat allgemeine Gültigkeit und für jede Zeit. Ich habe die jetzige Herrschaft mit keinem Wort genannt.“ – Dann wurde ich gefragt, ob ich feindliches Radio höre. Ich: „Ich höre überhaupt kein Radio.“ – Das war eine beliebte Falle in den Gestapo-Verhören. Feindradio hören war ein schweres Verbrechen. (Ich brauchte tatsächlich kein Radio hören; ich hörte von einem guten Freund mehr als genug von der Gesamtlage in der Welt.)

Am Schluß des Verhörs schaute der Gestapomann mich höhnisch an und sagte zynisch: „So, nun werden Sie auf der Stelle verhaftet. Was sagen Sie dazu?“ – Ich sagte nur: „Daß es so pressiert, hätte ich nicht gedacht.“ – Er wartete nämlich, daß ich zu zittern und zu wackeln anfinde. Dann wurde ich von zwei Sicherheitsmännern ins Gefängnis von Neumarkt überführt. Am Tore mußten wir etwas warten. Da sagte der eine zu mir: „So, das haben Sie jetzt für Ihre Schmähreden.“ – Ich: „Unser Herrgott wird euch eines Tages noch mehr die Wahrheit sagen, als ich es getan habe.“ – Dieser Satz wurde auch in meine Anklageschrift aufgenommen.

Der Gefängnisverwalter in Neumarkt war ein ehemaliger Tapferkeitsoffizier des ersten Weltkrieges und behandelte mich in jeder Hinsicht menschlich und zuvorkommend. So ließ er den Besuch eines mir befreundeten pensionierten Oberwachtmeisters zu, mit dem ich unter vier Augen sprechen konnte. Ich bekam freie Bewegung im Hof, von dem aus ich am Sonntag durch ein eigens geöffnetes Fenster dem Gottesdienst in der angrenzenden Hofkirche beiwohnen konnte. Der Gefängnisverwalter, sein Name war Schmidt, versicherte mir: „Solange Sie bei mir sind, geschieht Ihnen nichts.“ – Aber der guten Tage sollten nicht viele sein.

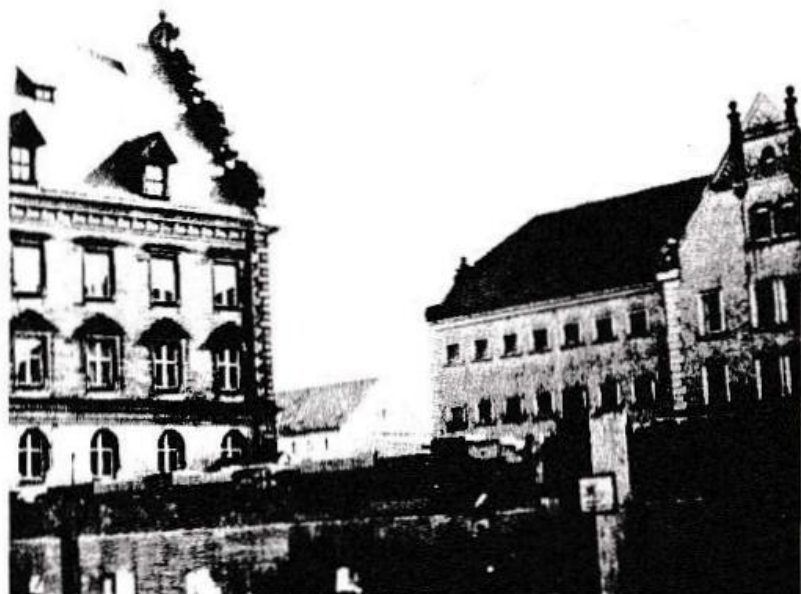


Amtsgericht Neumarkt/Opf., früher Schloß, wo der Autor am 20. 7. 1944 eingeliefert wurde. Gefängniszellen wären rechts anschließend, wurden später eingerissen.

Nach 8 Tagen wurde ich vom Polizeichef von Neu-
markt, einem bekannten Braunmann, per Auto nach Re-
gensburg gebracht. Dort wurde ich im Polizeigebäude fo-
tografiert, es wurden Finger- und Handabdrücke und die
üblichen polizeilichen Feststellungen an mir gemacht, wie
sie für Schwerverbrecher vorgesehen sind.

Anschließend wurde ich von einem Hilfspolizisten vom
Untersuchungsraum in den Keller geführt, um eingesperrt
zu werden. Als wir aber außer Sicht des Personals waren,
sprach mich mein Posten an: „Herr Pater, ich bin kein
Nazi. Ich bin von Beruf Bierfaßmacher von Straubing
und bin zu diesem Hilfspolizistenverein kommandiert
worden. Es widerstrebt mir, sie einzusperren.“ Es war der
harmlose Länger Xaverl, den ich nach dem Krieg öfters
traf. Er besorgte mir auch eine Karte an meine Angehöri-
gen, damit diese wußten, wo ich stecke. – Gegen Abend
wurde ich dann mit einigen anderen ins Gerichtsgefängnis
in der Augustenstraße überführt, das mir nicht ganz unbe-
kannt war – bisher freilich nur die Vorhallen, jetzt auch
die „Innengemächer“ (Bild S. 37).

Hier wurde mir nach einigen Tagen mein Ordenskleid
genommen. Nach etwa 14 Tagen wurde ich von einem äl-
teren Beamten des gewöhnlichen Gerichts verhört. Nach-
dem ich diesem meine Aussagen dargelegt hatte, meinte
der Beamte, daß er mich an sich freischreiben könnte und
möchte. „Aber“, sagte er, „wenn ich Sie auch freischreibe,
so nützt das doch nichts, denn die Gestapo läßt Sie nicht
frei. Ich bin ja nur ein Werkzeug der Gestapo“. Hierauf
blieb ich in Untersuchungshaft zu Regensburg bis Ende
November. Die Behandlung im Regensburger Gefängnis
stach weder im Guten noch im Schlechten von einer ge-
wöhnlichen Zuchthausbehandlung ab. Einige Wachtmei-
ster waren sogar etwas freundlich und entgegenkommend.
Einer aber war ein ganz schlimmer; er schlug die Gefange-
nen, daß man ihr Wehgeschrei das ganze Zuchthaus durch
hörte. Er hat sich dann nach dem Zusammenbruch 1945
mit dem Strick selbst gerichtet. – Doch hatten wir anfangs
alle Sonntag regelmäßig Gefangenengottesdienst, den der
damalige Regens und spätere Weihbischof Hiltl gehalten



Amtsgericht Regensburg, wo der Autor im Juni 1942 zweimal verhört und zu Geldstrafen verurteilt wurde, später vom 25. Juli bis 28. November als Gefangener einsaß.

hat. Von Oktober ab fiel jeder Gottesdienst weg. Wie ich erst nach der Befreiung erfuhr, war dies die Zeit, da die Amerikaner in Frankreich rasch vorrückten. Vorübergehend war auch der Fürst Karl August von Thurn und Taxis Ehrengast in unserer Augustenburg, der Vater des jetzigen Fürsten Johannes. Ich habe ihn bei einem Untersuchungsappell – oder was es war – selbst gesehen, mit einer breiten, goldenen Broschkette, die er um den Hals trug. So viel ich hörte, handelte es sich um das Hören von Feindradio. Wahrscheinlich hat sich da der „Arglose“ in seiner Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe fangen lassen. Er sprach fließend französisch, und da vermuteten sie, daß er fremdsprachige Sender höre.

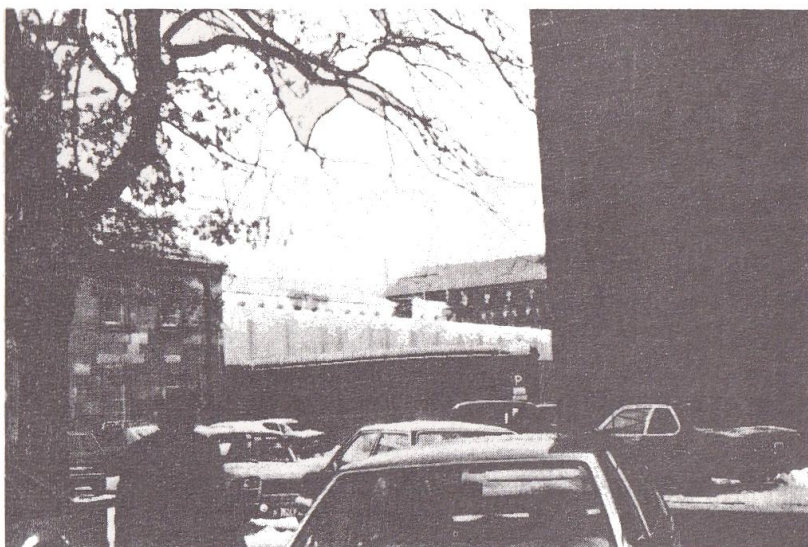
Ich erlebte auch einige Fliegerangriffe, wobei es mir das kleine Zellenfenster einschlug. Es wurde wahrscheinlich der nahe Bahnhof oder gar mein eigenes Kloster in Kumpfmühl bombardiert.

Ende November 1944 kam eines Tages der Wachtmei-

ster in meine Zelle und befahl mir, mich anzuziehen. Er führte mich zur Torwache hinunter, wo mich ein Wachtmeister übernahm und abführte, ins Freie hinaus, Richtung Bahnhof. Ich wußte nicht, wohin es geht. Er stieg mit mir in den Zug, in ein abgeschlossenes Coupé. Ich merkte, daß es in Richtung Norden gehe. Als der Zug das Stadtgebiet hinter sich hatte, stand der Wachtmeister plötzlich auf, zog seine Mütze, gürtete ab, schaute mich an und sagte: „Herr Pater, ich bin ein alter Soldat vom 14er-Krieg und kein Brauner. Es widerstrebt mir, sie abtransportieren zu müssen. Ich stamme aus einem katholischen Haus und habe immer meine Religion hochgehalten, auch im Schützengraben von Verdun. Ich habe nie gedacht, daß einmal eine solche Zeit kommt . . .“ – Ich antwortete ihm dankbar, daß ich dies verstehe und daß ich ihm persönlich keinen Vorwurf mache. Er war aus Ingolstadt. Wir unterhielten uns dann die ganze Fahrt. Er teilte mir mit, daß es nach Nürnberg gehe, wo er mich ins Zellenzuchthaus abliefern solle.

Als wir in Nürnberg ausstiegen, fesselte er mich nicht; er ging vielmehr voraus, absichtlich mitten durchs Volksgewühl hindurch. Er wollte mir Gelegenheit zur Flucht geben. Wiederholt schaute er um. Und als er mich noch immer hinter sich nachkommen sah, schüttelte er den Kopf, ging wieder mitten unter die Leute, damit ich doch weglaufen möchte. Ich merkte dies genau. Aber ich dachte: Wenn ich fliehe, ich werde doch entdeckt; dann wird der gute Mann zur Verantwortung gezogen und selbst erschossen.

So gelangten wir hinaus zur Fürther Straße zum festungsartigen Zellengefängnis. Ich nahm mit einem stummen, dankbaren Blick Abschied von meinem Wachtmeister, der mir in so seltsamer Weise zum „guten Kameraden“ geworden war. In Nürnberg wurde ich – warum weiß ich nicht – unter die tschechischen KZ-Häftlinge, 400 an der Zahl, gesteckt. Realistisch gesehen, war im Zellenzuchthaus eine Art KZ-Lager eingerichtet. Auf meine Verwahrung, daß ich kein Tschech sei, wurde ich angefahren: „Sind Sie ruhig, Sie Saupfaff! Hinein da.“ (Bild S. 39).



Zuchthaus Nürnberg, Fürther Straße; ganz rückwärts hinter der hohen Umfassungsmauer oben die kleinen Zellenfenster, wo der Verfasser nach dem Todesurteil, das im anschließenden Gerichtsgebäude vom Gerichtshof des Freisler über ihn gefällt wurde, untergebracht war.

Hauptverhör vor dem Volksgerichtshof – Anklage auf Wehrkraftzersetzung – Todesurteil

Meine Verhandlung war für den 21. Dezember angekündigt, wurde aber tatsächlich, ohne daß ich vorher benachrichtigt wurde, schon am 20. Dezember gehalten. So konnten weder Entlastungszeugen noch Freunde meiner Verhandlung beiwohnen. Mein Tribunal war der 1. Senat des Volksgerichtshofes mit seinem Präsidenten Freisler. Dieser war eigens von Berlin nach Nürnberg gekommen, dies in den Tagen, da unsere Soldaten in blutigsten Abwehrkämpfen gegen die vordringenden russischen Panzerkeile standen.

Während der Verhandlung warf mir der Vorsitzende vor, daß ich ein Fanatiker der Wahrheit sei. Ich antwortete: „Fanatiker der Wahrheit bin ich nicht, aber Bekenner der Wahrheit will ich sein.“ Ein anderer Beisitzer des

Volksgerichts, der in Kapitänsuniform dasaß, es war, wie ich später erfuhr, Vizeadmiral Heimbürg, meinte spöttisch: „Sie wollen uns wohl alle katholisch machen?“ Ich antwortete: „Wenn ich es nur könnte!“ Ein weiteres Mitglied des Gerichtshofs in Parteiuniform rief mir zu: „Euer Gott muß aber ein blutrünstiger Gott sein!“ Ich erwiderte: „Gott braucht nicht immer mit Blut zu strafen. Er hat auch andere Mittel!“

Nun mein Richter Freisler ist nicht verblutet. Offiziell wurde später gemeldet, er sei bei einem Luftangriff in Berlin von einem herabfallenden Eisenträger erschlagen worden. Ich erfuhr näherhin, daß er bei einem Fliegerangriff in die Untergrundbahn flüchtete. Dort sei er von verwundeten Soldaten, die von der nahen Ostfront kamen, erkannt und an einem Eisenträger der U-Bahn aufgehängt worden, am 6. Februar 1945, an dem Tag, da meine Hinrichtung stattfinden sollte. Er ist also nicht verblutet, ist „nicht mit Blut bestraft worden“.

Wieder ein anderer Richter bemerkte: „Auf den macht es auch keinen Eindruck, wenn wir ihn zum Tode verurteilen.“ Mein Verteidiger, der mir von Amts wegen beigegeben wurde, kam erst 10 Minuten vor der Verhandlung zu mir, um sich über meine Lage noch flüchtig zu informieren. Ich verteidigte mich selbst. — Auf den Vorwurf, meine Predigt sei eine politische Hetzrede gewesen, antwortete ich: „Der Gesamteindruck auf das Volk ist wohl der einer religiösen Predigt und nicht einer politischen Hetzrede gewesen. Beweis hierfür dürfte sein, daß sehr viele Leute, darunter zahlreiche Soldaten, sich nach der Predigt in die Sakristei begaben, um sich dort in die religiöse Bruderschaft (Skapulier-Bruderschaft) aufnehmen zu lassen und nicht, wie es bei einer politischen Hetzrede zu erwarten gewesen wäre, zum Kreisleiter hinuntergingen, um diesem die Fenster einzuwerfen.“

Die 2 Sätze, die mir aus meiner Predigt besonders als Verbrechen vorgeworfen wurden, lauteten:

„1. Der Krieg ist ein Strafgericht Gottes für die Völker, und dies ist noch nicht zu Ende,

2. Deutschland muß wieder zu Christus zurückkehren.“

Speziell der letzte Satz wurde mir als Hauptverbrechen ausgelegt, als wollte ich sagen: „Weg von Hitler und zurück zu Christus!“ – Ich entgegnete: „Meine Predigt war eine allgemeine Aufforderung, das Christentum wieder ernst zu nehmen. Ich habe den Namen ‚Hitler‘ in meiner ganzen Predigt nicht genannt.“ – Sie merkten, daß ich die politische Anklage im Kern entkräftigt hatte und stellten nun an mich die entscheidende Frage – dies taten sie bei den Geistlichen in besonders heimtückischer Art: „Was sagen Sie vom Nationalsozialismus?“ – Ich merkte natürlich die Falle und sagte: „Soweit der Nationalsozialismus Politik ist, steht es mir nicht zu, darüber zu urteilen. Soweit er Weltanschauung sein will.“ Da schrie Freisler dazwischen: „Und das will er sein!“ – „Gut“, sagte ich, „soweit er Weltanschauung sein will, ist er der größte Irrweg, den das deutsche Volk je gegangen ist.“ – Da entstand eine laute Entrüstung auf der Richtertribüne: „Hört, hört! Ein Mensch, der heute noch solche Reden führt, darf nicht mehr am Leben bleiben. Weg mit ihm! Er ist des Todes schuldig!“ – Darauf zog sich das Richterkollegium zur Besprechung zurück. Nach kurzer Zeit erschienen sie wieder, um mit feierlicher Geste mein Urteil zu verkünden.

Ich bin ohne Zeugen vom höchsten damaligen Gerichtshof zum Tode verurteilt worden. Auch der oben genannte NS-Mann, der mich bespitzelt hat, war nicht erschienen. Er war, so erfuhr ich später, in seinen Aussagen unsicher geworden, und hatte sich von Neumarkt wegversetzen lassen nach Donaustauf bei Regensburg. Der Polizeichef von Neumarkt fuhr eigens zu ihm, um ihn gegen mich wieder scharfzumachen.

Frau B. M. Kempner bringt in ihrem 1. Buch p. 154 die Notiz, „daß bei Schachtarbeiten nahe dem ehemaligen Volksgerichtshof in Berlin, Bellevuestraße gerichtliche Dokumente gefunden wurden. Es waren im ganzen 629 Urteile, darunter 500 Todesurteile . . . In etwa 300 Fällen sind die Urteile vom richterlichen Beisitzer, Kammergerichtsrat a. D. Rehse, mitunterzeichnet, manche davon gemeinsam mit dem Vorsitzenden Freisler. Auch die Namen der Sit-

zungsvertreter des Oberreichsanwalts sind durch die Auffindung dieser Urteile bekanntgeworden. Unter den Todesurteilen befindet sich u. a. auch das gegen den Geistlichen Heyder.

Links oben im Dokument steht das Aktenzeichen:

„I L 453/44

5 J 1468/44

Im Namen des deutschen Volkes!

In der Strafsache gegen

den Karmelitenpater Franz Heyder vom Karmeliterkloster Mariahilfsberg (Bayern), geboren am 30. November 1904 in Lorenzen,

zur Zeit in dieser Sache in Haft, wegen Wehrkraftzersetzung,

hat der Volksgerichtshof, 1. Senat auf die am 15. November 1944 eingegangene Anklage des Herrn Oberreichsanwalts in der Hauptverhandlung vom 20. Dezember 1944, an welcher teilgenommen haben

als Richter: . . .

Volksgerichtsrat Dr. Illner, Vorsitzender,

Kammergerichtsrat Rehse,

SA-Brigadeführer Höhm,

Vizeadmiral z. V. von Heimbürg,

Kammervorsitzender des Gaugerichts Ostpreußen der NSDAP Koelling, als Vertreter des Oberreichsanwalts:

Amtsgerichtsrat Rathmayer,

für Recht erkannt:

Franz Heyder hat im Sommer 1944 als katholischer Priester von der Kanzel herab schwerste Vorwürfe gegen unsere nationalsozialistische Führung erhoben und die feindlichen Terrorangriffe auf deutsche Städte als eine gerechte Strafe Gottes bezeichnet.

Als Zersetzungspropagandist unserer Feinde ist er für immer ehrlos. Er wird mit dem Tode bestraft.“

Dies der Wortlaut meiner Verurteilung durch den obersten Gerichtshof „der totalitären braunen Herrschaft“.

Der Richter schrie mir von seinem Tribunal herunter

noch zu: „Sie sind ein ganz Gefährlicher. Ihre Hinrichtung kann nach 72 Stunden vollzogen werden.“ — Darauf stand mein Pflichtverteidiger auf und sagte mir, daß ich ein Gnadengesuch einreichen könne. Er wolle dies vermitteln. Ich antwortete kurz: „Es widerstrebt mir, in derselben Stunde, da ich für meine Überzeugung eintrete, diese Gesellschaft um Gnade zu bitten.“ — Ich kann offen sagen: Ich ließ mich damals nicht von politischen Motiven bewegen. Die eigentliche Ratio, der tiefere Grund meiner Haltung gegen die NS-Diktatur, war tatsächlich meine weltanschauliche, katholische Überzeugung. — Und ich könnte heute nicht anders handeln.

Nach der Verhandlung, die kaum eine Dreiviertelstunde gedauert hatte — es erfolgten an diesem Vormittag 8 Todesurteile, ich war der erste — führte mich ein Schutzpolizist ins Gefängnis zurück. Wir mußten am Tor einige Zeit warten. Da schaute mein Wächter ringsum, ob ihn niemand sehe, und sagte zu mir: „Respekt vor Ihnen! Sie sind für Ihre Überzeugung eingetreten. Solche Leute bräuchten wir.“ Ich antwortete: „Ich danke Ihnen für dieses Kompliment.“

In der KZ-Abteilung der inhaftierten Tschechen, auf Hungertod gesetzt, Fliegerangriffe

Mit zwei anderen Todeskandidaten wurde ich in eine Zelle gesperrt, in der sonst nur ein Mann untergebracht war. Der eine war der Fabrikbesitzer Fritz Werthmann, bei 45/50 Jahren, der andere ein tschechischer Student, der aber gut deutsch sprach. Wir waren bald gute Stubenkameraden. Ich suchte beide zu trösten, wie und wo ich konnte. Die beiden waren groß gewachsen, hatten ständig Heißhunger und redeten stundenlang nur vom Essen, das sie sich in der Phantasie vorzauberten. — Was die Kerkerhaft noch erschwerte war der Mangel an Licht und Wasser. Die Kost ging in Hungerkost über. — Während der schweren Lufangriffe durften wir in keinen Luftschutzkeller, sondern mußten im obersten Stockwerk in der Zelle bleiben. Durch die kleinen Oberlichten sahen wir nachts die Stadt hell erleuchtet durch die sog. „Christbäume“, das waren

die Leuchtkugeln der Feinde, die an Fallschirmen befestigt waren und lange in der Luft hingen. Wir konnten den Anflug der Flugzeuge verfolgen und die einzelnen Angriffswellen unterscheiden. Sie kamen immer näher, bis sie über uns brausten und ihre Last abwarfen. Bald brannte es da und dort. Eine Bombe fiel auf unsere Zelle, schlug den Verputz von der Decke – und sprang ab in den Hof. Wie dies geschah, ist mir heute noch rätselhaft. – Eine schwere Bombe fiel uns gegenüber in einen Trakt des Zuchthauses, schlug bis zum zweiten Stockwerk durch und tötete im direkten Anschlag, ohne zu explodieren, zwei Mitgefangene. Es war ein Blindgänger. – Die Wände unserer Zelle waren teilweise aufgerissen. Wir hätten nur anzuschieben brauchen, dann wären sie mit uns in die Tiefe gegangen. Rauch und Brandschwaden drangen durch die eingeschlagenen Fenster herein. Mein Zellengenosse Fritz, obwohl evangelisch, rief mir immer wieder zu: „Gerhard, segne, segne!“ – Das war echte „oikumene“, ohne Falsch und Argwohn.

Karfreitag 1945, Transport mit Bahn in das Zuchthaus Straubing

Als die amerikanischen Truppen bereits den Rhein überschritten hatten, wurde Nürnberg als Festung erklärt und zur Verteidigung eingerichtet. Alle nicht zur Verteidigung in Frage kommenden Leute wurden deshalb evakuiert, am Schluß auch die Insassen des Gefängnisses. Ich wurde mit meinen Leidensgenossen am 30. März 1945 (Karfreitag), je zwei und zwei zusammengefesselt, in das Zuchthaus Straubing gebracht.

Auf der Fahrt dorthin erlebten wir in Regensburg am Bahnhof einen Fliegerangriff, den wir, Gott sei Dank, gut überstanden.

Nach Straubing wurden Häftlinge getrieben aus verschiedenen anderen Gefängnissen und KZ-Lagern, so daß das Zuchthaus sehr überfüllt war. Auch von der Oberpfalz (Flossenbürg) kamen sie. Viele starben schon auf dem Marsch wie u. a. eine Gedenkstätte an der Straße nach Ro-



Gedenkstätte der KZ-Häftlinge, die auf dem Marsch von Flossenbürg – Roding – Wetterfeld zu Tode kamen. Links Gedenktafel jüdischer Opfer, rechts orthodoxer, Mitte anderer Christen.

ding zeigt. — In Straubing wurde ich mit einem tschechischen Gewerbelehrer in eine kleine Zelle gesperrt. Auch in Straubing gingen schwere Fliegerangriffe über uns hinweg. Nach einem solchen flüsterte mir ein österreichischer Zisterzienser-Pater aus Wielering bei Linz, der wegen Predigt zu fünf Jahren verurteilt war und schon bald entlassen werden sollte, durch die Türspalten zu: „Heute Nacht hat es die Hackmaschine (Guillotine) getroffen.“ Diese war von Stadelheim bei München nach Straubing gebracht worden, um hier unsere Köpfe in Empfang zu nehmen. Doch es sollte auch daraus nichts werden.

Todesmarsch Richtung Dachau

Ostern, 1. April, ging vorbei und es kam der 25. April 1945, ein Mittwoch. An diesem Tag, an dem seit alters in der Kirche die sog. „Markusprozessionen“ stattfinden, sollte auch unsere „Todesprozession“ nach Dachau ihren Anfang nehmen. Es wurde unser schwerster Gang.

An diesem Tag wurden wir morgens um 5 Uhr geweckt mit dem Befehl: „Schlafdecke und Eßgeschirr mitnehmen“. Wir wußten nicht, wohin es gehen sollte, nur das war uns einigermaßen klar, daß wir wegen der Nähe des Feindes aus dem Stadtgebiet entfernt werden sollten. Wir marschierten gegen 7 Uhr vom Zuchthaus Straubing weg, Richtung Landshut. Während des Marsches erfuhren wir, daß es nach Dachau gehen sollte, wo wir unsere gemeinsame Massenhinrichtung zu erwarten hätten.

Kurz einzelne Erlebnisse auf diesem Weg: Etwa nach 6 km Fliegerkampf und Abschluß eines amerikanischen Flugzeuges vor unseren Augen. — Rettung des Piloten durch Fallschirm; seine Gefangennahme durch deutsche Soldaten. Explosion eines deutschen Munitionswagens, wovon die Trümmer zu uns her schwirrten. — Amerikanische Flugzeuge fliegen im Tiefflug unsere Kolonne entlang, um zu sehen, wer wir sind. Wir grüßen sie mit unseren KZ-Abzeichen. Unsere Wachtposten drängen sich in unsere Reihen herein, damit sie von den Fliegern nicht abgeschossen werden.

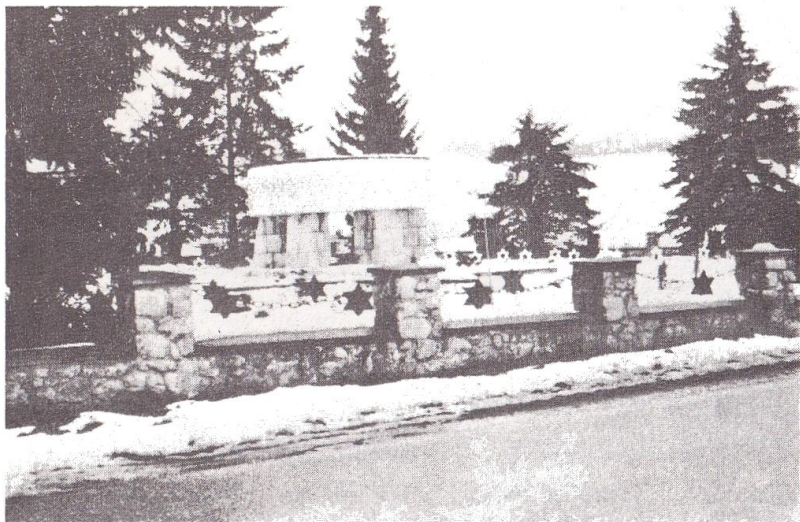


Zuchthaus Straubing, in der Mitte zentraler Überwachungsturm, rechts Bau mit Gefängniszellen, wo wir untergebracht waren.

Was dieser Marsch, der bis zum Abend des 30. April währte, alles an Entbehrung, Hunger, Elend, Mißhandlung, Erschöpfung bis zum Tode in sich schloß, kann kaum wiedergegeben werden. Nur summarisch sei angedeutet: Wir mußten den Marsch in Holzschuhen machen.

Wir waren seit Monaten auf „Hungertod“ gestellt und zu wandelnden Skeletten geworden. In den letzten Tagen fehlte jegliche Verpflegung. Wir kauten das erste grüne Gras, das aus dem Boden keimte. Wir suchten die Reste eines Hundefutters; doch auch da wurden wir mit Stöcken und Gewehrkolben weggetrieben.

Wir mußten die Nächte bei schweren Regengüssen im Freien verbringen. Die Folge war, daß zahlreiche Mitgefangene erschöpft am Straßenrand liegenblieben und zu Tode kamen. – Mir erzählte lange Zeit nach dem Krieg – 1971 – die Frau des Totengräbers in Mengkofen, daß auch in ihrem Friedhof mehrere KZler begraben wurden, die sie später ausgraben mußten, weil ihre Gebeine in die Heimat überführt wurden (Bild S. 48). In einem Wald zwischen Moosburg und Freising wurden viele unserer Mitgefangenen erschossen; es sollen über 1200 gewesen sein. Dort in der Nähe wurde auch eine Isarbrücke gesprengt.

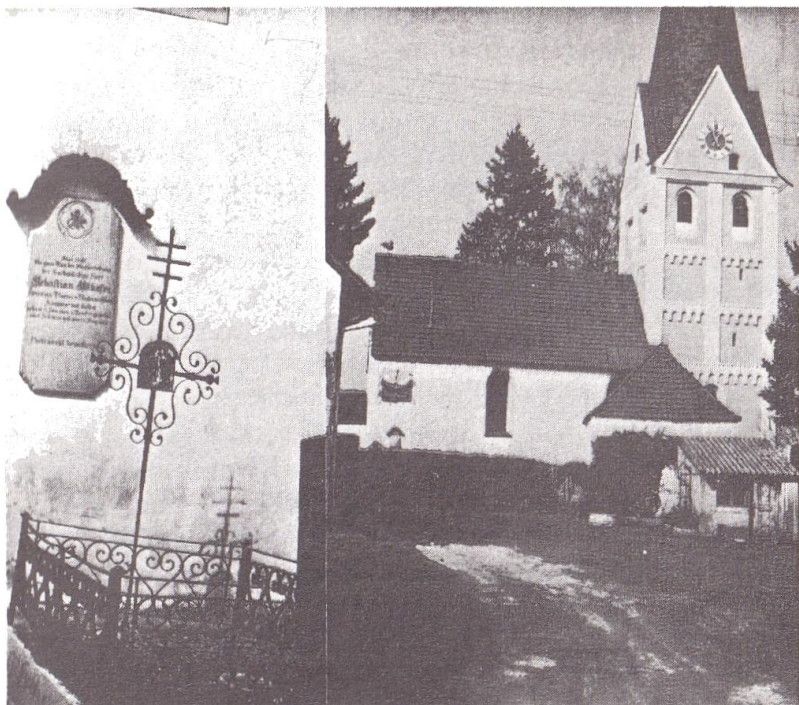


Gedenkstätte der zu Tode gebrachten jüdischen Mitgefangenen an der Straßenkreuzung: Landshuter Straße – Mallersdorf.

Ich, meine Abteilung, war schon passiert, aber wir sahen hinter uns die Trümmer – und wohl auch Körperteile der Kameraden – in die Luft fliegen. – Später, 1948/49, kamen Amerikaner zu mir nach Neumarkt/Mariahilfberg und befragten mich speziell über dieses Erlebnis.

Eine ganz anders geartete Episode soll nicht unerwähnt bleiben. Es war vielleicht der 4. Marschtag. Schwerer Regen ging nieder und völlige Erschöpfung drohte. Wir trottetten so dahin. Da dreht sich ein Mann vor mir um und sagt: „Meine Reverenz, Hochwürden. Wir sind Kommunisten aus Wien, sind schon vier Jahre in Haft und haben noch keinen Vaterunser gebetet. Aber heute haben wir auch einen gebetet.“ – Dies war die Antwort auf meine stille Frage, die ich mir kurz zuvor machte: „Lieber Gott, mußt Du es denn bis zum äußersten kommen lassen?“ ... Dies ist scheinbar notwendig, damit das verirrte Menschlein denn doch noch zur Einsicht kommt. –

Freilich, es gab mehr traurige Szenen. Ein Kamerad konnte nicht mehr und fiel immer wieder um. Ich half ihm. Da stürmte ein echter Naziposten mit einem kantigen Prügel herbei. Ich sagte: „Sie sehen, der Mann kann nicht



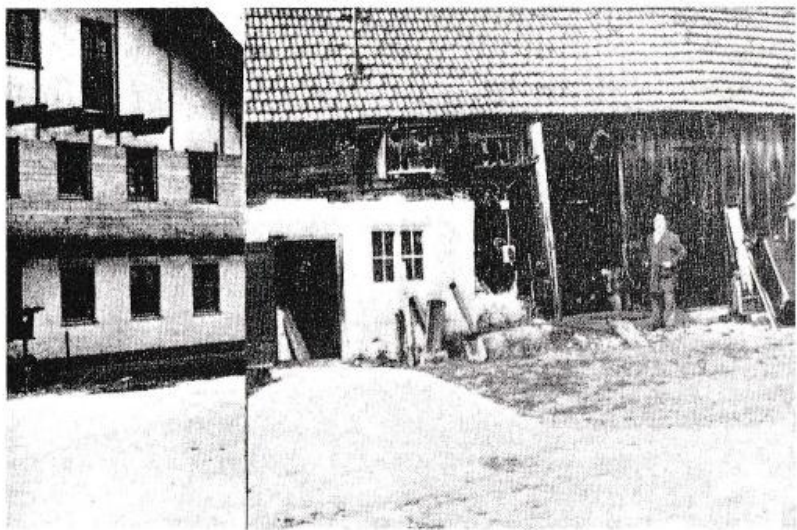
Kirchlein in Münchenerau b. Landshut, mit Grabstätte meines Großonkels H. H. Sebastian Alkofer, links angefügt (eigentlicher Platz unter der Sonnenuhr an der Kirchenmauer). Hier verbrachte ich wiederholt meine Ferien. Unser Marsch führte mich ganz nahe vorbei.

mehr.“ Da hob er seinen Prügel und schrie mich an: „Du Saupfaff, halt dein Maul!“ Ich stellte mich vor ihn hin und schrie ihn ebenfalls an: „Hauen Sie her!“ Er schaute mich erschrocken und ergrimmt zugleich an und ließ seinen Prügel sinken.

Doch, ich will der ganzen Wahrheit Zeugnis geben. Es gab auch anders gesinnte Wachposten. Es war wohl der 2. Marschtag. Da trat einer der Posten an mich heran und steckte mir ein Stück Brot zu, mit den Worten: „Ich bin kein Nazi, wurde verpflichtet. Hab meinen Zivilanzug bei mir und verschwinde, sobald ich kann.“ — Eine andere Episode spielte sich bald nach der genannten Brücken-

sprengung bei Moosburg ab. Wir wurden durch ein Waldgebüsch getrieben und unser Zug löste sich etwas in die Länge auf. Da erblickte ich einen jungen SS-Leutnant mit seinem Burschen. Ich ging auf ihn zu und sagte: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche.“ Er: „Warum, warum, sind Sie verhaftet?“ Ich: „Ich bin Priester, und weil ich die Wahrheit gesagt habe, wurde ich zum Tod verurteilt.“ – Da wandte sich der Offizier um und schaute, ob niemand von den Seinen ihn sehe. Dann sagte er zu seinem Burschen: „Gib, gib!“ Dieser steckte mir ein kleines Päckchen Zwieback zu von seinem sog. „Eisernen Bestand“. Vielleicht hat mir dies, menschlich gesagt, das Leben gerettet. – Viel später, 1965 rum, kamen Leute vom deutschen Fernsehen zu mir nach Neumarkt und wollten einen Bericht von meinem KZ-Erlebnis haben. Ich erzählte ihnen auch diese Szene mit dem jungen SS-Leutnant und verlangte eigens nachdrücklich, daß dies auch am Fernsehen gebracht werden müsse. Ich sah später bei Verwandten diesen Film. Aber die Szene mit diesem Bericht erschien nicht auf dem Bildschirm; sie war gestrichen. – Warum? Bestand dieser Tatsachenbericht die „Zensur“ – jetzt nicht der braunen, sondern einer andersgefärbten – Diktatur nicht? – Wenn Sie Braun, Rot und Grün mischen, dann erhalten Sie ein schwärzliches Erzeugnis. Ich wußte dies vom Kunstunterricht her noch, habe es aber zur Sicherheit an meinem alten Farbkasten nochmals ausprobiert. – Es ist kein echtes, schönes Schwarz, sondern ein recht unedles Pseudoschwarz. – Dies soll's heutzutage zu kaufen geben. – Aber ich habe mir noch kein's verschafft. „Qui capere potest, capiat“ (Mt 19,12)!

Als unser Elendszug am Samstag, dem 28. 4. 1945, bereits Freising in Richtung München–Dachau passiert hatte, hieß es plötzlich gegen Abend: „Kehrt machen!“ Dachau war bereits von den amerikanischen Truppen genommen, so daß wir nicht mehr hinein konnten. Es wurde Kehrt gemacht, und das Ziel war nun, uns so lange hinter und zwischen den Fronten herumzutreiben, bis wir alle erschöpft liegeengeblieben wären, um dann den Todesstoß zu erhalten. Ein kleiner Zwischenfall soll hier noch berichtet



Der alte Stadel des Bauern Joseph Weindl in Unterheldenberg, am Tor stehend, wo wir die Nacht auf den 1. Mai 1945 zubrachten und von den amerikanischen Panzern befreit wurden. Auf dem Dachboden ist ein großer Feldkessel als Erinnerungszeichen an jene Tage zurückgeblieben. Links das jetzt renovierte Wohnhaus, wo ich untergebracht wurde und wo mich die gute alte Bäuerin mit Kindsmus wieder zum Leben brachte.

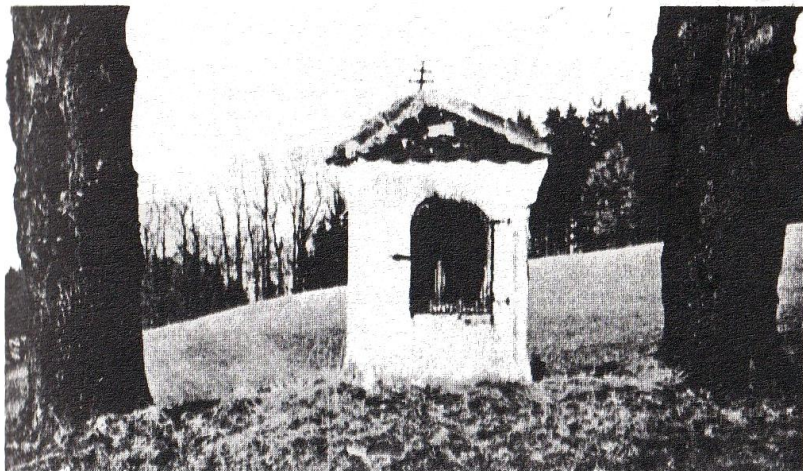
werden. Beim Durchmarsch durch Landshut streifte ein Mitgefangener aus Versehen das Motorrad eines vorbeifahrenden SS-Mannes und wurde am Kopf ziemlich verletzt. Obwohl dem Motorradfahrer und seinem Beisitzer keinerlei Schaden geschehen war, zog er seinen Revolver und schrie dem armen verletzten Gefangenen zu: „Du Judenschwein (es war aber ein Deutscher), öffne deine Brust...“ und wollte ihn auf der Stelle totschießen. Ich legte mich für den Mann ein. Dann rief der Beifahrer dem schießwütigen Genossen zu: „Laß es, der ist ja keine Kugel wert!...“

Am 30. April kamen wir gegen Abend in der Ortschaft Unterheldenberg (etwa 15 km südöstlich von Landshut) an. Wir blieben in einer Scheune über Nacht (Bild oben).

Befreiung durch amerikanische Panzerverbände

Gegen Morgen hörten wir ein dumpfes, fernes Grollen und Schüsse. Es waren die heranrollenden Panzer der Amerikaner. Es gab noch Gefechte mit herumliegenden Abwehrgruppen. Das Feuer kam näher. Schüsse aus Panzerkanonen durchpeitschten bereits das Dach unserer Scheune. Wir blieben liegen. Man dachte sich: „Jetzt trifft dich die Kugel, dann bist du erlöst.“ Als es Tag wurde, war alles mit einer spannhohen Schneedecke überzogen. Dennoch wollten uns die braunen Anführer wiederum weiterjagen, damit auch der letzte Rest der Häftlinge umkäme. Nur auf die dringlichen Bitten der guten Bauersleute, in deren Scheune wir übernachteten, ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Wie uns die Leute hernach erzählten, hatten die maßgebenden NS-Männer in der Nacht Kriegsrat gehalten mit dem Entschluß: „Wir haben noch genug Munition. Wir legen sie noch alle um“. – Doch sie sollten nicht mehr dazukommen. Sie bekamen es bereits mit der Angst zu tun vor den Kugeln der Amerikaner und versteckten sich in den Gehöften. Da nahmen einige unserer Mitgefangenen, tschechische Offiziere, die noch besser bei Kraft waren, eine weiße Pferdedecke, banden sie auf einen Gabelstiel und gingen so den heranrollenden Panzern der Amerikaner entgegen. Als diese die weiße Fahne sahen, stellten sie sofort das Feuer ein. Nachdem ihnen unser Dolmetsch klargemacht hatte, daß hier im Dorf politische Häftlinge untergebracht seien, fuhren sofort amerikanische Panzer in das Dorf, entwaffneten unsere NS-Posten und nahmen sie gefangen. Die Stunde der Befreiung hatte geschlagen ... nachdem wir bis zuletzt am Rande des Todes gestanden hatten. Wir begrüßten die amerikanischen Soldaten mit großer Freude und innigem Dank. Sie warfen uns von ihren Autos, deren Windschutzscheiben vielfach durchschossen waren, Zwieback und Schokolade zu. Ich konnte auch kurz einen amerikanischen Militärfarrer begrüßen.

Freilich waren die meisten meiner Mitgefangenen bereits ihrem schweren Geschick erlegen. Von den 4200



Bildstöckl mit kleiner Muttergottesstatue, an der Straße bei Unterheldenberg, wo ich am 1. Mai 1945 nachmittags 3 Uhr meine Dankandacht hielt.

Häftlingen, die wir von Straubing wegmarschierten, waren nur 800 – 900 übrig geblieben, und diese befanden sich in einem Zustande, daß sie das Erbarmen und Entsetzen der Leute erregten. Als wir nun wieder Verpflegung erhielten, vermochten unsere völlig geschwächten Organe die Nahrung nicht mehr zu verarbeiten; starke Ruhrerscheinungen machten sich bemerkbar. Durch das amerikanische Rote Kreuz und die Militärverwaltung wurde nach Möglichkeit Abhilfe geschaffen. Bis zu unserer endgültigen Entlassung wurden wir in Quartieren untergebracht und gepflegt.

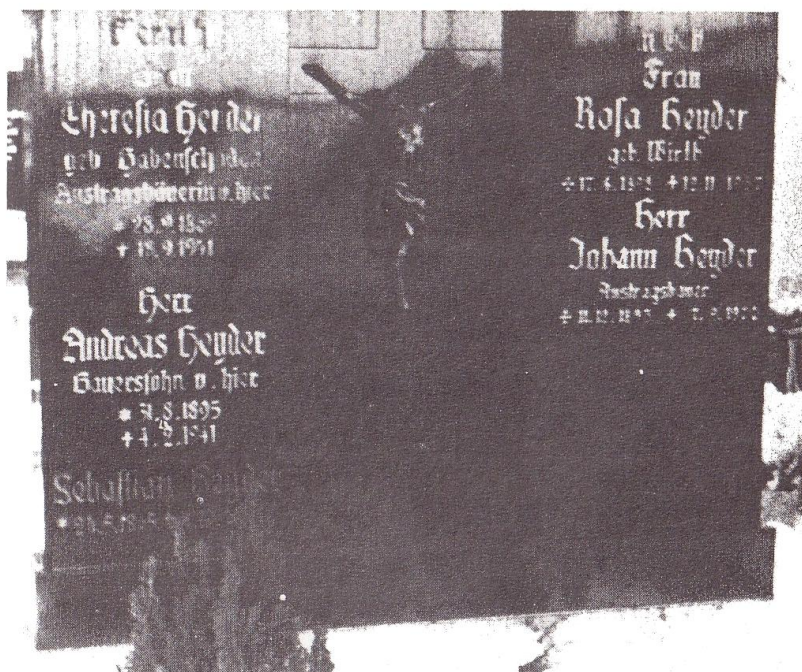
Ich wurde zunächst in einer Bauernstube aufgenommen, die mich ganz an mein Vaterhaus erinnerte. Ich war am letzten Ende meiner Kräfte angelangt. Ich konnte nicht mehr gehen und auch nichts essen. Da machte mir die gute Bäuerin, deren Sohn auch im Kriege stand, ein Kindermus, wie es die Wickelkinder bekommen. Dieses konnte ich essen und behalten, und es war die ersten 8 – 10 Tage meine Nahrung. Auch ein amerikanischer Militärarzt kam zu mir. Als er mich sah, sagte er nur: „Hier brauche ich

nicht mehr untersuchen.“ Er meinte, es werde sowieso bald der „Exitus“ eintreten. Als ich ihm sagte, daß ich von Regensburg sei, erzählte er mir, daß sie von Regensburg her kämen. Dort hätten die Nazis noch den Domprediger aufgehängt, weil er sich für die Übergabe der Stadt verwendete. — Es war dies der Domprediger Dr. Meier, dessen Name auf der Gedenksäule auf dem Dachauplatz in Regensburg zu lesen ist.

Heimkehr

Nach etwa 10 Tagen baten mich die tschechischen Offiziere, die meine Schicksalskameraden waren, wenn es mir möglich wäre, einen gemeinsamen Dankgottesdienst zu halten. Ich raffte meine Kräfte zusammen und tat es von Herzen gerne. Es war zugleich eine Versöhnungsfeier über tiefe Gräben hinweg. Hätte dies nur in größerem Maß fortgesetzt werden können! Es wäre der richtige Weg zum wahren Frieden gewesen — und wäre es heute noch.

In den nächsten Tagen brachte mich ein Pferdefuhrwerk nach Geisenhausen, wo der Sitz einer Militärregierung war. Dort erhielt ich den amtlichen Ausweis meiner KZ-Haft und den nunmehrigen Entlassungsschein in die Freiheit. Der Bürgermeister verschaffte mir Kleider — ich trug immer noch die KZ-Montur. Er gab mir eine graue Militärhose, lange Soldatenstiefel und eine schwarze Joppe von ihm persönlich. — Der dortige Pfarrherr, den ich aufsuchte, schaute mich zunächst verdächtig an. Denn es war leider so, daß man uns KZler am Schluß mit den kriminellen Zuchthaushäftlingen zusammenwarf. Ein solcher hat mir selbst auf dem Marsch nachts meine armselige Decke noch gestohlen. — Daher waren die Leute auf uns KZler oft nicht gut zu sprechen, weil sie eben auch schlechte Erfahrungen mit solchen entlassenen Leuten machten. Erst als ich dem Herrn Pfarrer einen Pater von uns nennen konnte, der aus seiner Pfarrei stammte, glaubte er mir und nahm mich dann sehr besorgt auf. Er bat mich, am nächsten Tag, dem 13. Mai, den er als Fatimatag besonders feierte, eine kurze Predigt zu halten, was ich auch tat.

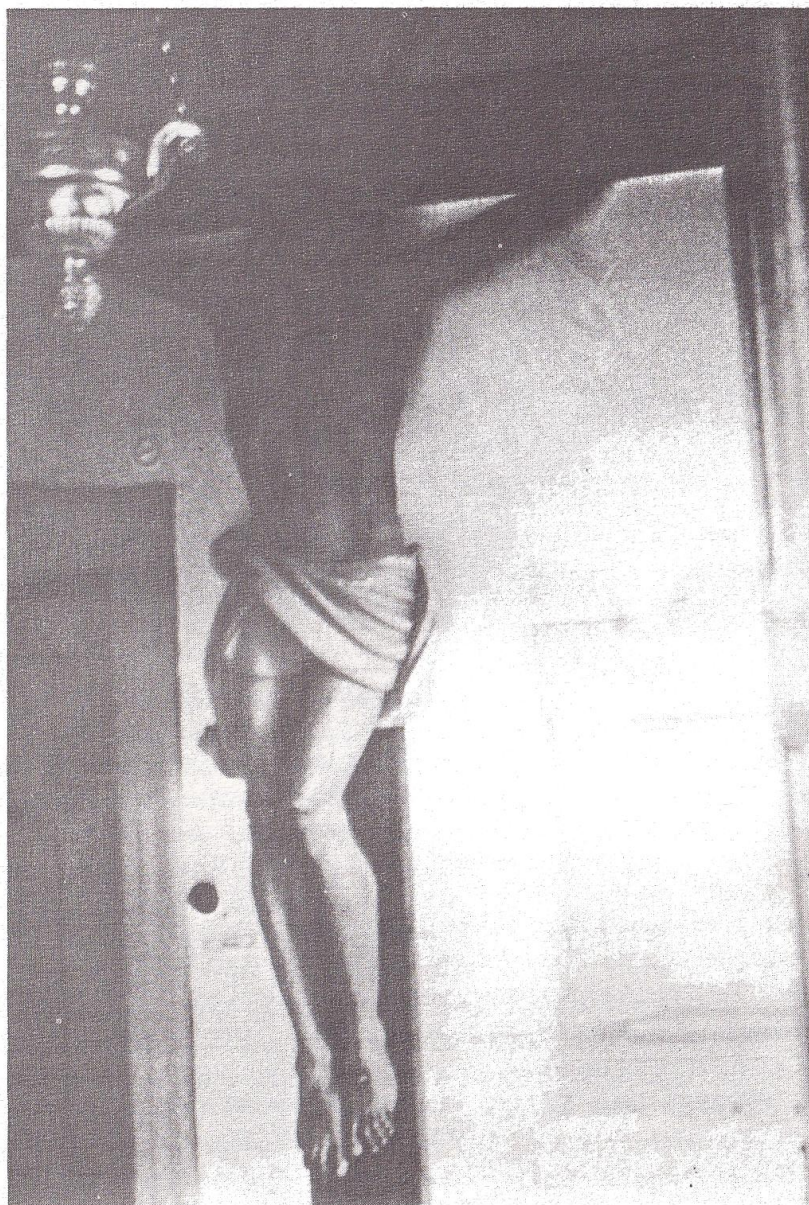


Elterngrab des Autors auf dem Friedhof seines Heimatdörfchens Sankt Lorenzen am Regen; hier ist auch die Asche eines von den braunen Machthabern gewaltsam zu Tode gebrachten Bruders des Verfassers beigesetzt und sind die Inschriften von zwei seiner im Hitlerkrieg gefallenen Neffen angebracht.

Nach einigen Tagen konnte ich mit einem Lastauto nach Pfaffenberg b. Mallersdorf mitfahren, wo mich der dortige Bräuwirt gastlich aufnahm. Hier diktierte ich auch, auf Bitten des Landrates von Mallersdorf, der Tochter des Wirtes meinen ersten und einzigen KZ-Bericht in die Schreibmaschine.

Wieder nach wenigen Tagen nahm mich ein Personenwagen mit nach Regensburg, wo ich am Pfingstsamstag Mittag an unserer Klosterpförte anklopfte. Welche Überraschung, den Pater Gebhard lebendig wieder zu sehen. —

Am Spätnachmittag fuhr ich mit einem geliehenen Fahrrad in mein Heimatdörfchen Sankt Lorenzen am Regen hinaus. Das Wiedersehen mit meinem 80jährigen Vater war ergreifend. Die Mutter war 1941 schon gestorben.



Gedächtniskreuz des Verfassers an der Pforte seines Klosters auf dem Mariahilfsberg Neumarkt/Opf., von wo weg er verhaftet wurde und wohin er nach seiner Befreiung wieder zurückkehrte.

Auch im Elternhaus hatte man mich längst für tot gehalten.

Am nächsten Tag, den 20. Mai, am Hohen Pfingstfest, konnte ich im alten Dorfkirchlein, in dem ich einstens ministrierte, meinen Heimkehr- und Dankesgottesdienst halten.

Nach 10 Tagen, am 30. Mai 1945, konnte ich auf einem offenen Güterwagen, bei strömendem Regen, mit der Bahn nach Neumarkt fahren. Dort mitternachts angekommen, war Ausgangssperre und ich mußte die Nacht im zerschossenen Bahnhof zubringen. — Meine Wiederkehr in die Stadt, wo ich verhaftet wurde, gestaltete sich eigentümlich. Es war Donnerstag, der 31. Mai, zugleich Fronleichnamstag. Als ich vormittags einen Weg durch die völlig zerstörte Altstadt suchte, formte sich gerade die Fronleichnamsprozession, in die ich mich, wie ich war, einreichte und mitging. Nachmittags ging ich dann langsam den Stationsweg auf den geliebten Mariahilfberg hinauf, wo gerade die Stunde zur letzten Maiandacht war. Ich wurde gebeten, diese zu halten. — Dies war mein Willkommgruß bei der Hohen Himmelsfrau, wegen deren Festpredigt ich von hier abgeführt wurde und nun wieder zurückkehrte.

In der Bibel heißt es: „O Herr, in deinen Händen ruht mein Geschick“ (Ps 30,15–16), das eines jeden Sterblichen. Gott hat alles in der Hand bis zum letzten Faden, bis zur letzten Sekunde. Beim Evangelisten lesen wir von Jesus: „Omnia bene fecit — Er hat alles gut gemacht“ (Mk 7,37), auch bei mir — gut und schön.



Pater Gebhard Heyder, am 20. Juli 1944 wegen Predigt verhaftet, am 20. Dezember 1944 zum Tode verurteilt, am 1. Mai 1945 befreit, am 31. Mai 1984 als Achtzigjähriger.

Verzeichnis der Bücher

von Pater Gebhard Heyder OCD
aus dem Eigenverlag des Verfassers

1. **Volksbibel** – der neue Coffine
Altes und Neues Testament in Auszügen
erklärt für das Glaubensleben des Volkes,
mit vielen Bildern aus Palästina und der
deutschen Heimat, Regensburg 1974 DM 28,–
Neu in Kleinformat 1984 DM 15,–
2. **Neues Testament**, aus dem Urtext übersetzt,
mit Kurzkommentar und kleiner Illustration
Format 12/17 cm, Regensburg 1978 DM 15,–
3. **Das Leben Jesu** – Die vier Evangelien
in Synopsenharmonie, mit Kurzkommentar
und kleiner Illustration,
Format 12/17 cm, Regensburg 1979 DM 12,–
4. **Der verborgene Schatz** –
Wegweiser zum inneren Gnadenleben,
Regensburg 1983, illustriert DM 9,–
5. **Zeichen Gottes**,
Eucharistie-Wunder im Jahre 1952 DM 4,–
6. **Herrengarten** (Heroldsbach) DM 4,–
7. **Meßopfer-Erklärung** DM 12,–
8. **Evangelium Jesu Christi** in Synopsenharmonie
mit lebensnaher Erklärung und Originalfotos
vom Verfasser aus Palästina
 1. – 2. Band Kindheitsgeschichte bis Parabelpredigt
1966, Format 15/21 cm
 3. Band Aussendung der Apostel bis
Endweissagungen 1968
 4. Band Passions- und
Verklärungsgeschichte 1967die 4 Bände zusammen DM 45,–
9. **Paulus-Synopse**, die Paulusbriefe in sachlicher Zusammen-
schau, mit Kurzkommentar und kleiner Illustration,
Format 12/17 cm, Regensburg 1977, 3. Auflage 1984 DM 12,–
10. **Psalmen Davids**, übersetzt und erklärt
für Glaube und Frömmigkeit, reich illustriert,
Format 14,5/21 cm, Regensburg 1981/82/84
 - Band I Ps. 1 – 30.103 DM 18,–
 - Band II Ps. 31 – 50.71 DM 18,–
 - Band III Ps. 51 – 75 DM 18,–

Anschrift: **Pater Gebhard Heyder OCD**
Kumpfmühler Straße 37
8400 Regensburg